Preis 1 Mark.

isenbahn-Unterhaltungen

Nr. 116.

Begnadigt.

Roman

von

Ewald August König.

Berlin W.

Verlag von Gustav Behrend (Hermann Förstner).

Begnadigt.

Roman

von

Ewald August König.

Berlin W.
Verlag von Gustav Behrend (Hermann Förstner.)
Charlottenstraße 27.

Erstes Capitel.*)

Vor den Geschworenen.

Schon lange vor Beginn der Sitzung war der große Saal des Schwurgerichts überfüllt; Posten mußten die Thüren besetzen, um die noch immer nachdrängende Menge zurückzuweisen.

Der größere Theil des Publicums zählte zu den höheren Kreisen der Gesellschaft; Damen in eleganter Toilette saßen auf den vorderen Bänken, und Viele, die daheim über jeden denkbaren Comfort verfügten, mußten sich hier mit einem bescheidenen Stehplatz begnügen.

Der Angeklagte, über den heute die Geschworenen richten sollten, wohnte noch vor einem Jahre in einer andern Stadt als angesehener und vermögender Kaufmann. Schon einmal hatte das Schwurgericht ihn zum Tode verurtheilt; wegen eines Formfehlers war aber dieses Urtheil cassirt, und einem andern Schwurgericht die Sache zur nochmaligen Aburtheilung überwiesen worden.

Die Zeitungen hatten damals über den Fall ausführlich berichtet; es waren Stimmen für und wider den Angeklagten laut geworden, und auch heute gingen trotz des vorhergegangenen Todesurtheils die Ansichten im Publicum noch sehr auseinander.

Richter und Geschworene nahmen endlich ihre Plätze ein, und die Blicke aller Anwesenden hefteten sich auf den

*) Vor Nachdruck dieses Romans wird ausdrücklich gewarnt.

hohen, stattlichen Mann, der zwischen den Gensdarmen auf der Bank der Angeklagten saß.

Seine Haltung war gebeugt, aber nicht durch die Last des Alters; denn er zählte erst vierundvierzig Jahre; sein Antlitz zeigte tiefe Furchen, und jeder Zug in ihm bekundete die Zerfallenheit mit dem eignen Ich und der gesammten Menschheit.

Seine äußere Erscheinung machte keinen günstigen Eindruck; man war versucht, in ihm den verbissenen Trotz des verstockten Verbrechers zu finden, und selbst Diejenigen, die seine Schuld bezweifelten, fragten sich, ob er nicht das Aussehen eines Mannes habe, der von seinem bösen, schuldbeladenen Gewissen niedergedrückt werde.

Der Anklageact wurde vorgelesen; der Thatbestand war folgender:

Der Angeklagte, Theodor Heinau, hatte nach dem Tode seines Vaters das blühende Destillations-Geschäft desselben übernommen und mit Glück fortgesetzt. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, eine tugendhafte Frau, die ihn zärtlich liebte, und ein hübsches Töchterchen, das Leben und Frohsinn in's Haus brachte; man durfte ihn glücklich schätzen, und er würde es unzweifelhaft gewesen sein, wenn er sich mit dem, was er sein nannte, begnügt hätte.

Vor sechs Jahren etwa trat er mit einem Kaufmann, Ferdinand Körner, der in Pommern wohnte und dort einen Spiritushandel betrieb, in Verbindung. Körner war damals ein reicher Mann, und sein großes Capital so wie seine ausgedehnten Verbindungen machten es ihm möglich, große Partien zu billigen Preisen einzukaufen.

Diese Partien sandte er seinem Associé Heinau, der einen Theil der Waare in seiner Destillation verwendete und den andern Theil wieder verkaufte.

Der Reingewinn wurde getheilt, und wie aus den

Geschäftsbüchern Heinaus hervorging, war dieser Gewinn in den ersten Jahren ein sehr bedeutender gewesen.

Die Anklage bestritt nicht, daß Körner ein leichtlebiger Mann gewesen war, der auf großem Fuße gelebt, kostspielige Liebhabereien gehabt und sehr viel Geld verbraucht hatte; aber sie stellte daneben auch fest, daß Theodor Heinau schon damals durch gewagte Speculationen an der Börse, deren Resultat fast nie den gehegten Erwartungen entsprach, sein Vermögen ruinirte.

Die beiden Theilhaber waren häufig in Geldverlegenheit; Heinau konnte nicht immer die Summen senden, die Körner forderte, und dadurch erwachte in der Seele des Letzteren ein Mißtrauen, das seine Wurzeln immer fester und tiefer schlug und in jedem Vorfall, der unter andern Umständen unverdächtig gewesen wäre, eine Bestätigung suchte und fand.

Die Richtigkeit der nächsten Rechnungsablage glaubte Körner bezweifeln zu müssen; Heinau antwortete darauf in gereiztem Tone, er sei stets ein ehrlicher, gewissenhafter Mann gewesen; habe das Geschäft im letzten Jahre geringeren Gewinn abgeworfen, so liege die Schuld nicht an ihm, sondern an der schlechten Waare. Er beschuldigte Körner, diese schlechte Waare zu theuer berechnet, also von vornherein einen vertragswidrigen Gewinn in seine eigne Tasche gesteckt zu haben. Diese gegenseitigen Vorwürfe führten zu einem lebhaften und gereizten Briefwechsel, der indeß nicht, wie dies wohl in der Satur der Sache gelegen hätte, mit einem Proceß, sondern mit einem Vergleich endete, dem dann das Verbrechen auf dem Fuße folgen sollte.

Körner war persönlich zu Heinau gereist, um dessen Geschäftsbücher mit der ihm übergebenen Bilanz zu vergleichen. Es war dabei zu lebhaften Debatten gekommen, und Körner hielt an seinem Verdacht um so eigensinniger

fest, als der Buchhalter Heinau's, durch Geschenke und Versprechungen gewonnen, ihn heimlich darin bestärkte.

Bewiesen konnte dieser Verdacht freilich nicht werden; aber Heinau weigerte sich, sein Geheimbuch vorzulegen; er erklärte, lieber ein Opfer bringen, als diesem Verlangen nachgeben zu wollen.

Vor einem Proceß schreckten Beide zurück, und eine Einigung würde wohl bald zu Stande gekommen sein, wenn nicht der Buchhalter durch seine Verdächtigungen sie immer wieder hinausgeschoben hätte; überdies wollte auch Körner nicht zugestehen, eine geringere Waare geliefert und dadurch seinen Associé übervortheilt zu haben.

Theodor Heinau gab endlich nach; denn es lag in seinem Interesse, mit Körner in Verbindung zu bleiben, zudem konnte er die Vorwürfe nicht zurückweisen, die ihm dieser wegen seiner Börsenspeculationen machte.

Ferdinand Körner forderte eine Entschädigung im Betrage von zehntausend Thalern; sobald er diese Summe erhalten haben würde, wollte er mit den Spiritussendungen wieder beginnen.

Unter diesen Bedingungen wurde der Vergleich abgeschlossen; das Geld, welches Heinau augenblicklich nicht zu besitzen vorgab, sollte binnen vierzehn Tagen gezahlt werden.

Es mußte auffallen, daß dieses letzte Geschäft weder im Hause Heinau's noch durch Vermittlung der Post erledigt werden sollte; Heinau schlug vielmehr für einen bestimmten Tag eine Zusammenkunft in einer benachbarten Stadt vor, und Körner nahm den Vorschlag an, ohne nach den Gründen, auf die derselbe sich stützte, weiter zu fragen.

Die Zusammenkunft fand in einem Gasthofe statt, in dem die beiden Herren übernachteten.

Es ergab sich aus den späteren Aussagen der Kellner dieses Hotels, daß Heinau in seinem Benehmen gegen den

Associé sehr kalt und zurückhaltend gewesen war; sie hatten sich Beide erst gegen Abend eingefunden, im Speisesaal Abendbrod gegessen und dann in das Zimmer Körner's sich zurückgezogen, wo der Letztere den Kellner entließ, nachdem die bestellten zwei Flaschen Champagner gebracht worden waren.

Was nun weiter zwischen den beiden Herren vorgefallen war, darüber konnte nur der Angeklagte Auskunft geben, und daß er sich hartnäckig weigerte, dies zu thun, mußte als Beweis seiner Schuld gelten.

Keiner der Kellner wußte, wie lange an jenem Abend die Unterredung gedauert hatte, keiner wollte einen heftigen Wortwechsel oder ein verdächtiges Geräusch in dem betreffenden Zimmer gehört haben.

Am nächsten Morgen war Heinau in aller Frühe abgereist, ohne sich nach seinem Associé zu erkundigen; Niemand hatte darin etwas Befremdendes gefunden, und erst gegen Mittag erinnerte man sich in dem gerade damals sehr stark besuchten Hotel daran, daß Körner sein Frühstück noch nicht gefordert hatte.

Man fand die Thür seines Zimmers unverschlossen, und völlig angekleidet lag Körner — todt auf dem Teppich.

Das Gutachten des sofort hinzugezogenen Arztes lautete dahin, daß der Ermordete durch einen Schlag mit der Faust oder einem stumpfen Instrument betäubt und dann erdrosselt worden war, und daß ferner die That schon vor Mitternacht des vorigen Tages geschehen sein mußte. Die Frage, ob ein Raubmord vorliege, wurde Anfangs verneint, da man Uhr und Börse bei der Leiche fand; später indessen gestaltete diese Frage sich anders, als man den Zweck der Zusammenkunft erfuhr.

Die zehntausend Thaler, die Heinau seinem Associé gegeben haben wollte, fanden sich nicht vor; wohl aber besaß Heinau eine Quittung Körners über diese Summe.

Nicht die Aussagen des Buchhalter's allein, auch die sofort auftauchenden Gerüchte, die Heinau als den Mörder bezeichneten, lenkten den Verdacht auf diesen, und die Untersuchung ergab, daß dieser Verdacht begründet war.

Hatte Heinau wirklich seinem Associé das Geld gezahlt? Vielleicht; dann aber mußte die Frage aufgeworfen werden, woher er die große Summe genommen habe.

In seinen Büchern war diese Ausgabe nicht verzeichnet; auch dies mußte befremden, und eine Erklärung, daß der ganze Handel, der sein Ehrgefühl empfindlich verletzt habe, ihm zuwider gewesen sei, konnte man nicht gelten lassen.

Die Revision seiner Bücher ergab, daß er an der Börse enorme Summen verloren hatte. Diese Verluste waren in der Geschäftswelt nicht unbekannt geblieben, und die Aussagen mehrerer Zeugen bekundeten, daß sein Credit erschüttert war.

Um so mehr mußte es ihn in Verlegenheit setzen, daß er zur Zahlung jener hohen Entschädigung gezwungen worden war; nicht nur der Rest seines Vermögens, auch seine Ehre erlitt dadurch einen empfindlichen Stoß; er hatte ja durch die Annahme dieser Bedingung gewissermaaßen zugegeben, daß er ein Betrüger sei.

Die Beweise dieses Betrugs waren zwar in den Geschäftsbüchern nicht gefunden worden; aber der Buchhalter Schwaneberg behauptete, Heinau habe die Frachtkosten zu hoch angerechnet und seinem Associé gegenüber Abzüge gemacht, zu denen er nicht berechtigt gewesen sei.

Wie dem nun auch sein mochte, Heinau hatte Gründe genug, seinen Associé zu hassen, und in der letzten Unterredung durfte dieser Haß durch einige Aeußerungen Körners auf's Aeußerste gereizt worden sein.

Wer, außer Heinau konnte die That begangen haben? Niemand außer ihm wußte, daß Körner eine große Geldsumme bei sich führte, und war die That ein Act persön-

licher Rache gewesen, so mußte ebenfalls der erste, wohlbegründete Verdacht auf Heinau fallen. Am zweiten Tage nach der That war Heinau verhaftet worden; man hatte bei der Haussuchung unter den Papieren die Quittung seines Associés gefunden, aber das Geld selbst nicht. Indessen, entweder hatte Heinau die Summe nicht gezahlt und dem Ermordeten die bereits ausgefertigte Quittung geraubt, oder er war im Hinblick auf die Möglichkeit seiner Verhaftung so klug gewesen, das Geld verschwinden zu lassen; Zeit genug hatte er ja dazu gehabt.

Bei seiner Rückkehr aus jener Stadt war er, wie alle Zeugen übereinstimmend bekundeten, sehr aufgeregt und verstört gewesen; er hatte seinem Buchhalter gegenüber geäußert, das Geschäft werde wahrscheinlich liquidirt werden müssen, da Körner wortbrüchig geworden sei, und er keine Sendungen von ihm mehr zu erwarten habe. In diesem Falle bleibe ihm nichts Anderes übrig, als die Heimath zu verlassen und sein Glück in Amerika zu versuchen, und er sei gesonnen, diesen Entschluß so bald wie möglich auszuführen.

Würde er diesen Entschluß ausgesprochen haben, wenn er die Bedingungen des Vergleichs erfüllt gehabt? Würde Körner in diesem Falle wirklich sein Wort zurückgenommen haben?

Im Interesse Heinau's lag es, mit Körner in freundschaftlicher Verbindung zu bleiben; nun aber, nachdem die That begangen worden war, trieb die Angst des schuldbeladenen Gewissens ihn zu eiliger Flucht.

Auch für die That selbst hatte man keine Beweise bei Heinau ermittelt, indeß war dies unwesentlich, und man durfte kein Gewicht darauf legen.

Körner war ein kleiner, schmächtiger Mann gewesen, den man wohl mit einem wuchtigen Faustschlage bewußtlos machen konnte, und die schwarzen Flecke am Halse der

Leiche lieferten den unzweifelhaften Beweis, daß der Mörder sein Opfer mit den Händen erwürgt hatte.

So lautete die Anklage, die in allen Theilen durch die Aussagen der Zeugen bestätigt wurde.

Der Buchhalter Otto Schwaneberg trat als Hauptzeuge auf. Der kleine, verwachsene Mann mit dem kahlen Kopf und dem verschmitzten Gesicht machte einen unangenehmen Eindruck; aber seine Aussagen trugen das Gepräge der Wahrheit.

War er anscheinend auch bemüht, die Schuld des Angeklagten in Frage zu stellen, so konnte er doch nicht leugnen, daß Heinau seinen Associé betrogen hatte, ohne freilich über die Art und Weise des Betrugs eine sichere und genügende Auskunft geben zu können.

Heinau sollte wiederholt geäußert haben, sein Associé verdiene beim Einkauf des Spiritus so viel, daß man sich vorsehen müsse, wenn man nicht zu kurz kommen wolle; Körner werde auch dann, wenn er Verdacht schöpfen sollte, keine Beweise finden, und im Nothfalle könne man ja ein Opfer bringen, um den Bruch zu verhüten.

Bei den spätern Verhandlungen hatte Körner vorgeschlagen, Schiedsrichter zu wählen und ihrem Ausspruch sich zu unterwerfen; Heinau wollte jedoch eben so wenig diesen Vorschlag annehmen, wie dem Gericht die Entscheidung übertragen, und weigerte sich vielmehr energisch, einem Fremden seine Geschäftsbücher vorzulegen.

Der Vergleich war endlich zu Stande gekommen, und schon am Tage darauf sollte Heinau geäußert haben, er glaube nicht, daß sein Associé das Geld erhalten werde. Auf die Erwiderung Schwanebergs, daß alsdann der Proceß unvermeidlich sei, meinte er, es gebe Mittel genug, diesen Proceß zu verhindern.

Ob Heinau wirklich sich das Geld verschafft hatte, wußte der Buchhalter nicht; er war darüber vollständig im Un-

klaren gelassen worden; wohl aber konnte er bezeugen, daß sein Principal mit Groll und Haß im Herzen abgereist und in auffallender Erregung zurückgekommen war.

Er bezeugte ferner, daß Heinau sofort nach seiner Rückkehr die Einleitungen zur Liquidation getroffen hatte; es stand also fest, daß die baldige Auswanderung fest beschlossen gewesen war.

Der Zimmerkellner, der den Ermordeten bedient hatte, wiederholte seine frühere Aussage: Heinau war nach dem Abendessen mit seinem Associé in dessen Zimmer gegangen und am nächsten Morgen in der Frühe wieder abgereist.

In jener Nacht hatten allerdings viele Fremde in dem Hotel logirt; aber keiner von diesen war mit Körner in Berührung gekommen.

Der Angeklagte selbst zuckte verächtlich die Achseln, als der Präsident ihn fragte, was er auf die Anklage zu erwidern habe.

„Was soll ich sagen?“ antwortete er trotzig. „Man erwartet, daß ich mich schuldig bekenne, und thue ich das nicht, so schenkt man meinen Worten keinen Glauben. Ich habe mir nur den einen Vorwurf zu machen, daß ich mich durch Gewinnsucht zu gewagten Unternehmungen verleiten ließ; ich wollte schnell und ohne Mühe reich werden, das aber weniger meinetwegen, als um meinem geliebten Weibe und meinem Kinde eine glänzende Existenz zu schaffen; das war eine Thorheit, und Niemand kann mir verargen, das ich mich später ihrer schämte. Hätte ich das ersehnte Resultat erreicht, so würde man mich beneidet und mich einen klugen Mann genannt haben; da nun aber meine Operationen ins Gegentheil umschlugen, durfte ich darauf rechnen, daß man mich steinigte. Und weil ich diese Steinigung fürchtete, weil ich meinen selbstverschuldeten Ruin so lange verheimlichen wollte, als ich es vermochte, entschloß ich mich, eine Entschädigung zu zahlen,

zu der ich in keiner Weise verpflichtet war. Ich wollte weder einem Schiedsrichter noch dem Gericht meine Bücher vorlegen, und mein Associé durfte über den wahren Sachverhalt nicht aufgeklärt werden; denn meine einzige Hoffnung beruhte jetzt noch darauf, mit ihm in freundschaftlicher Geschäftsverbindung zu bleiben. Ich war entschlossen, der Börse für immer den Rücken zu wenden, und fortan durch rastlose Thätigkeit in meinem immer noch blühenden Geschäfte meine Verluste zu decken. Die Aussagen des Buchhalters Schwaneberg sind Verdrehungen meiner Aeußerungen oder aus der Luft gegriffen. Ich habe niemals meinen Associé wissentlich um einen Groschen betrogen, trotzdem ich wußte, daß er in der letzten Zeit mich durch Lieferungen geringerer Waare übervortheilte; er würde das eingesehen und seine ungerechten Ansprüche zurückgezogen haben, wenn nicht Schwaneberg ihn in seinem Verdacht bestärkt hätte. Ich klage meinen Buchhalter dieser Intrigue und dieses Verraths an; man hat mich zu spät darüber aufgeklärt und vor ihm gewarnt, Körner selbst that es, als ich ihm das Geld zahlte. Schwaneberg glaubte, an mir Rache nehmen zu müssen, weil ich früher einmal Veranlassung gefunden hatte, ihm meine Ansichten über Ehrlichkeit und Pflichttreue mit dürren Worten klar zu machen; dafür lohnte er mir damit, daß er meinem Associé Mißtrauen gegen mich einflößte und dieses Mißtrauen durch fortgesetzte Verdächtigungen nährte. Zu allen Vorschlägen, welche Körner mir machte, hatte Schwaneberg den Rath gegeben. Er kannte meine Lage und wußte, daß ich diese Vorschläge nicht annehmen würde. Er selbst wollte dabei im Trüben fischen; er dachte nicht daran, daß Körner ihn verachten mußte, wie es in Wirklichkeit auch der Fall war. Lebte mein Associé noch, so würde er die Wahrheit dieser Anklage bezeugen; jetzt fehlen mir leider die Beweise, und so muß ich es mir gefallen lassen, daß Richter und Ge-

schworene mir den Vorwurf machen, ich wolle den Zeugen verdächtigen, um seine Aussagen unglaubwürdig zu machen. Wie gesagt, ich nahm den Vergleich an, ich hatte so viel verloren, daß ich, um meine kaufmännische Ehre zu retten, auch dieses Opfer noch bringen konnte. Hätte ich das Geld gehabt, so würde ich es sofort gezahlt haben, und die Angelegenheit wäre erledigt gewesen; aber ich besaß es nicht, ich mußte suchen, es mir zu verschaffen, und ich hoffte, daß mir dies innerhalb vierzehn Tagen gelingen werde. Ich selbst schlug die Zusammenkunft in dem Hotel einer andern Stadt vor, weil ich fürchtete, meine Frau könne von diesem für mich schmachvollen Vergleich etwas erfahren; ich glaubte, da ich von der Untreue meines Buchhalters keine Ahnung hatte, die Sache geheim halten zu können. Die Untersuchung hat nur geringen Werth auf die Frage gelegt, ob ich das Geld wirklich gezahlt habe, oder nicht; ich kann aber beweisen, daß ich bei meiner Abreise zehntausend Thaler in großen Banknoten besaß, und ich habe Ihnen auch die Gründe genannt, die mich bewogen, diese Zahlung nicht durch meine Bücher laufen zu lassen.

„Wenn man behauptet, ich sei bei dieser Zusammenkunft gegen meinen Associé kalt und zurückhaltend gewesen, so lag es wohl in der Natur der Sache, daß ich nicht freundlich und herzlich gegen einen Mann sein konnte, der mir so großes Unrecht angethan hatte.

„Ich sagte ihm das auch unverhohlen, als ich ihm das Geld zahlte, er zuckte nur mit den Achseln und gab mir die Quittung, nachdem er die Banknoten gezählt und in sein Portefeuille gelegt hatte, in welchem sich außer meinem Gelde noch eine namhafte Summe befand.

„Dann sprach ich die Hoffnung aus, daß dieses mich beleidigende Mißtrauen nicht wieder auftauchen werde, und

er erwiderte mir darauf, der beste Rath, den er mir geben könne, sei der, Schwaneberg zu entlassen.

„Er berichtete mir mit Offenheit alle Intriguen dieses Mannes; er sagte mir ferner, daß er über meine Lage sehr genau unterrichtet sei und deshalb darauf verzichten müsse, die abgebrochene Geschäftsverbindung wieder anzuknüpfen, es sei denn, daß ich ihm hinreichende Garantien biete, die den Werth seiner Sendungen ihm sicher stellten. Ueber diesen Punct entspann sich zwischen uns ein Wortwechsel, der aber keineswegs mit Heftigkeit geführt wurde. Ich bat ihn, über den Wortbruch nachzudenken, und äußerte die Hoffnung, daß er sich eines Bessern besinnen werde. Damit schied ich von ihm. Es war vielleicht zehn Uhr. Ich wollte am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge heimreisen, und da er mir versprochen hatte, in den nächsten Tagen zu schreiben, so fand ich vor meiner Abreise keine Veranlassung mehr, noch einmal Rücksprache mit ihm zu nehmen.

„Daß seine Weigerung, die Verbindung wieder anzuknüpfen, worauf ich doch mit Zuversicht gerechnet hatte, mich in hohem Grade aufregte, läßt sich wohl erklären, eben so begreiflich ist es, daß ich unter diesen Umständen daran dachte, mein Geschäft zu liquidiren.

„Das, meine Herren, ist die lautere Wahrheit, und so wahr ich hier vor Ihnen stehe, so wahr bin ich schuldlos."

Diese Erklärung würde einen günstigeren Eindruck gemacht haben, wenn nicht in Ton und Haltung des Angeklagten ein gewisser Trotz gelegen hätte, der unangenehm berührte.

Der Staatsanwalt nannte sie in seinem Plaidoyer am zweiten Tage der Verhandlungen eine Herausforderung, die weiter nichts bezwecke, als die wichtigen Aussagen eines durchaus unbescholtenen und glaubwürdigen Zeugen zu verdächtigen; er, der öffentliche Ankläger, selbst stützte sich

auf den Wortlaut der Anklage und bewies mit unwiderlegbaren Gründen, daß nur der Beschuldigte die That begangen haben konnte.

Der Vertheidiger versuchte freilich, das Gegentheil zu beweisen; aber er war kein Redner, und seine Worte ließen kalt. Er sprach von dem unbescholtenen Lebenswandel Heinau's, von dem heimtückischen Charakter und den Intriguen des Hauptzeugen und der musterhaften Ordnung, in der man die Geschäftsbücher gefunden hatte; er wies darauf hin, daß der Angeklagte jedenfalls die Flucht ergriffen haben würde, wenn er das Verbrechen begangen hätte, und schloß damit, daß eine tiefgebeugte Gattin und ein unglückliches Kind mit bangem Herzen den Ausspruch der Geschworenen erwarteten, der ihnen nach ihrer Ueberzeugung den Gatten und Vater zurückgeben müsse.

Das Resumé des Präsidenten war kurz und erschöpfend, aber dabei nicht ganz objectiv gehalten; es stellte gewissermaaßen die Schuld des Angeklagten außer Zweifel, und als die Geschworenen daraufhin sich zurückzogen, befanden nur wenige Personen sich im Saal, die eine Freisprechung möglich hielten.

Es war Abend, als die Geschworenen aus dem Berathungszimmer zurückkehrten, ihr Wahrspruch lautete auf „Schuldig" ohne mildernde Umstände; das Richtercollegium verurtheilte den Angeklagten zum Tode.

Theodor Heinau hörte, scheinbar gefaßt, das Todesurtheil an. Noch einmal aufgefordert, sein schuldbeladenes Gewissen zu erleichtern und ein offenes Geständniß abzulegen, erwiderte er trotzig, er sei schuldlos, seine Richter möchten zusehen, wie sie sich mit dem eigenen Gewissen abfinden könnten, wenn es ihnen später einmal klar werde, daß sie an ihm einen Justizmord begangen hätten. —

Unter den letzten Personen, die den Saal verließen, befand sich ein ziemlich beleibter, elegant gekleideter Herr,

der draußen an der Thür des Gerichtsgebäudes wartend stehen blieb.

Er mochte mit dem Verurtheilten in demselben Alter stehen; sein rundes, sorgfältig rasirtes Gesicht zeigte in jedem Zuge den Ausdruck der Intelligenz und treuherziger Gutmüthigkeit; man konnte ihn, wenn man von dem modischen Schnitt seiner Kleidung absah, für einen jener gemüthreichen, ehrlichen Landpfarrer halten, die ihre Lebensaufgabe darin suchen, ihrer Gemeinde ein väterlich sorgender Hirt zu sein.

Er mußte lange warten, bis der Buchhalter Schwaneberg erschien, und als dieser den Wartenden erblickte, blieb er betroffen stehen.

„Sie hier, Herr Schröder?“ fragte er, den kühlen Gruß höflich erwidernd. „Ja, ja, die Sache muß Sie ja interessiren,“ fuhr er fort. „Sie waren in dem ersten Proceß gegen Heinau Obmann der Geschworenen; für Sie, das heißt für die damaligen Geschworenen, würde es einigermaaßen eine Niederlage gewesen sein, wenn Heinau, der damals verurtheilt wurde, heute freigesprochen worden wäre.“

„Und da denken Sie, die Furcht vor dieser Niederlage habe mich hierher geführt?“ erwiderte Schröder, während sie langsam die Straße hinunterschritten. „Ich für meine Person würde gegen diese Niederlage nichts eingewendet haben; das dürfen Sie mir glauben.“

„Herr, Sie zweifeln also an der Schuld Heinau's?“

„Habe ich das gesagt? Ich glaube nicht; überdies könnten meine Zweifel an dem Urtheil nichts ändern.“

Der Buchhalter schüttelte sinnend das Haupt.

„Ihre Worte sind mir unverständlich,“ sagte er, „Sie waren nie mit Heinau befreundet —“

„Er hat mir seine Freundschaft nicht angeboten, sollte ich sie ihm aufdringen?“

„Hätten Sie es gethan, so würde er Sie zurückgewiesen haben.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Ich weiß, daß Heinau niemals freundliche Gesinnungen gegen Sie hegte,“ erwiderte Schwaneberg, „und ich glaube auch, daß die Gründe seiner Abneigung mir bekannt sind.“

„Ihre Vermuthungen darüber, welcher Art sie auch sein mögen, sind mir höchst gleichgiltig,“ versetzte Schröder achselzuckend, „Sie erzeigen mir einen Gefallen, wenn Sie mich damit verschonen. Schweigen ist in manchen Fällen besser als Reden; Sie hätten das auch in dieser Proceßsache bedenken sollen. Daß Sie sich so sehr bemühten, die Schuld Ihres früheren Principals außer Zweifel zu stellen, ist Manchem verdächtig erschienen, und die Erklärungen, die Heinau über Sie gegeben hat —“

„Waren nichts weiter als vergebliche Anstrengungen, meine Aussagen zu verdächtigen und den Geschworenen blauen Dunst vorzumachen,“ unterbrach der Buchhalter ihn. „Sie sollten anders darüber urtheilen; Sie haben damals als Geschworener das Schuldig ausgesprochen —“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich es gethan habe?“ fuhr der corpulente Herr zornig auf. „Was habe ich damals als Obmann erklärt? Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen. Wer hat Ihnen Auskunft darüber gegeben, ob ich bei der Majorität oder bei der Minorität gewesen bin?“

„Niemand, ich dachte nur —“

„Viel denken macht Kopfweh! Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie eine sehr verdächtige Rolle in diesem Proceß gespielt haben, so stütze ich mich dabei nicht auf Vermuthungen, sondern auf meine Ueberzeugung; ist hier ein

Justizmord begangen worden, so haben Sie ihn auf dem Gewissen."

Schwaneberg war stehen geblieben; das Licht einer Gaslaterne fiel voll auf sein Antlitz; es zeigte einen bösen, tückischen Ausdruck.

„Haben Sie vorhin auf mich gewartet, um mir das zu sagen?" fragte er.

„Nehmen Sie an, dem sei also!"

„Dann warne ich Sie, diese Vermuthung öffentlich auszusprechen, sie beleidigt meine Ehre; denn sie beschuldigt mich des Meineids. Ich habe nur die Wahrheit ohne Furcht ausgesprochen; ich habe mich weder durch Drohungen noch durch Versprechungen zur Verschweigung wichtiger Thatsachen oder zu einer Lüge bewegen lassen. Hier trennen sich wohl unsere Wege?"

„Wann reisen Sie zurück?" fragte Schröder.

„Sogleich, in einer Stunde fährt der Zug. Weshalb wünschen Sie es zu wissen?"

„So werde ich warten bis morgen früh; ich möchte nicht gern mit Ihnen zusammentreffen."

Schwaneberg erwiderte auf diese Beleidigung nichts; er zog sogar mit einer leichten Verbeugung den Hut und schritt darauf eilig von dannen.

Zweites Capitel.

Verwaist.

Die Gattin Heinau's hatte sich nicht entschließen können, den Verhandlungen des Schwurgerichts beizuwohnen; sie war in der Stadt, in der sie wohnte, zurückgeblieben und harrte nun mit fieberhafter Angst der Nachrichten, die Schröder, der Freund in der Noth, ihr bringen wollte.

Therese Heinau war eine jugendliche, hübsche Frau, und

ihr einziges Kind, die zwölfjährige Anna, versprach das Ebenbild der Mutter zu werden.

Der Gram und Kummer des letzten Jahres, das aufregende Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen hatten die niemals feste Gesundheit der jungen Mutter untergraben, und gar oft ruhte ihr Blick mit banger Besorgniß und schmerzlicher Theilnahme auf dem geliebten Kinde, das vielleicht schon bald eine Waise war.

Nach der Verhaftung ihres Gatten hatten alle Freunde sich zurückgezogen; es ist ja der Fluch des Unglücks, daß es gleich einer epidemischen Krankheit auch den besten Menschen isolirt. Ein Glück war es noch bei diesem Unglück zu nennen, daß nach der Liquidation des Geschäfts ein kleines Capital übrig blieb, dessen Zinsen hinreichten, die bescheidenen Bedürfnisse der beiden Personen zu bestreiten.

Nahrungssorgen bestürmten und drückten die junge Frau nicht, und nach der ersten Verurtheilung ihres Gatten hatte sie einen Freund gefunden, der fortan in allen Angelegenheiten ohne Eigennutz und Selbstsucht ihr mit Rath und That zur Seite stand.

Dieser Freund war Hugo Schröder, ein angesehener und geachteter Kaufmann, der in dem Proceß gegen Heinau der Obmann des ersten Schwurgerichts gewesen.

Eine Fülle von Erinnerungen rief der Besuch dieses Mannes in ihrer Seele wach. Er war der Jugendfreund ihres Gatten gewesen, er hatte ebenfalls sie geliebt, Theodor Heinau aber den Sieg davon getragen. Schröder mußte zurücktreten, und er that es, ohne Bitterkeit zu zeigen. Seit jener Zeit hatte die Freundschaft der beiden Männer einen Riß erhalten, der im Laufe der Jahre immer tiefer wurde.

Schröder trug keine Schuld daran; er vermied Alles, was dem Freunde Anlaß zur Eifersucht geben konnte; aber diese Eifersucht fand auch im Unschuldigen und Unwesentlichen Verdachtsmomente, die ihr immer wieder neue Nah-

rung boten. Das führte zur Entfremdung und schließlich zum Bruch, und Schröder, der sich durch die Kälte und Zurückhaltung des Freundes verletzt fühlen mußte, machte keinen Versuch, sich ihm wieder zu nähern.

Jetzt aber kam er, um der unglücklichen Frau Trost und Hilfe anzubieten, und Frau Heinau trug kein Bedenken, sein Anerbieten mit herzlichem Dank anzunehmen. Trost konnte er nicht spenden; aber die Hilfe eines treuen Freundes kam in manchen Fällen erwünscht, und Hugo Schröder erfüllte redlich sein Versprechen.

Die Cassirung des ersten Urtheils war ein Sonnenstrahl gewesen, der plötzlich in die trostlose Nacht fiel; der Stern der Hoffnung belebte wieder mit seinem milden Licht die umdüsterte Menschenseele.

Zwei lange, bange Tage waren verstrichen, ein bald zagendes, bald hoffendes Frauenherz erwartete mit wachsender Ungeduld den Boten, der doch nur die eine Nachricht bringen konnte, daß Alles verloren, jede Hoffnung vernichtet sei. Daß es nur diese eine Nachricht sein könne, das wurde der jungen Frau immer klarer, je länger sie auf den Boten warten mußte, und die immer fester wurzelnde Gewißheit verlieh ihr eine Fassung, die auf das Schlimmste vorbereitet war.

Endlich kam Schröder; der erste Blick in sein ernstes, bekümmertes Antlitz ließ Frau Heinau erkennen, daß sie wohl daran gethan hatte, jeder Hoffnung zu entsagen.

Kaum erwiderte sie seinen Gruß; sie wagte nicht, eine Frage an ihn zu richten, die Nachricht, die er ihr brachte, las sie ja in seinen Zügen.

Glaubte er dennoch, sie vorbereiten zu müssen? Er begann mit einer Einleitung, wie sie in solchen Fällen gang und gäbe ist, mit theilnehmenden, bedauernden Redensarten; aber sie winkte ihm gebieterisch mit der Hand, und

ihr fieberglühender Blick forderte ihn auf, ihr mit kurzen Worten Gewißheit zu geben.

Sie hörte ihn an. Ein herber Zug umzuckte ihre schmalen Lippen, und die feinen Brauen zogen im Unmuth sich zusammen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, als er schwieg, und ein tiefer, schwerer Seufzer begleitete diese ersten Worte; „daß er schuldlos ist, wissen wir Beide. Was soll, was kann nun noch geschehen? Soll noch einmal ein Cassationsgesuch eingereicht werden?“

„Jedenfalls,“ erwiderte Schröder, der ihr gegenüber saß und den Blick voll inniger Theilnahme auf ihr ruhen ließ, „wir müssen Alles versuchen, was Rettung bringen kann. Ich glaube zwar nicht, daß diesmal ein Formfehler begangen worden ist; aber es könnte dennoch der Fall sein und —“

„Und gewonnen hätten wir auch in diesem Falle nichts,“ unterbrach die junge Frau ihn, „ich habe jede Hoffnung verloren. Mein Gott, wie ist es nur möglich, daß man auf Vermuthungen hin einen Schuldlosen verurtheilen kann? Ich darf nicht daran denken, daß dieses entsetzliche Urtheil vollstreckt werden könnte, — es wäre ein Mord!“

„Die Vollstreckung des Urtheils liegt noch in weitem Felde,“ sagte Schröder; „seit langer Zeit ist in unserm Staate kein Todesurtheil bestätigt worden, auch dieses wird die Bestätigung des Landesherrn nicht erhalten.“

„Und wenn es umgewandelt wird in lebenslängliche Zuchthausstrafe; ist dieses Loos nicht noch schlimmer als der Tod?“

„Der Lebende kann noch hoffen, und die Hoffnung wolleu auch wir nicht verlieren. Wären damals die Geschworenen intelligente Leute gewesen, so würde die Majorität nicht das Schuldig ausgesprochen haben. Ich habe Alles aufgeboten, ihnen die Schuldlosigkeit des Angeklag-

ten zu beweisen; aber sie hielten sich an den Anklageact und an die zweifelhaften Aussagen eines Zeugen, dessen Unglaubwürdigkeit ihnen hätte einleuchten müssen. In der Voruntersuchung war auch Manches versäumt worden; der Untersuchungsrichter nahm die Schuld Heinaus als erwiesen an und gab sich keine Mühe, den wirklichen Thäter zu ermitteln."

Die junge Frau blickte gedankenvoll vor sich hin; immer schärfer trat der herbe Zug um ihre Mundwinkel hervor.

„Wenn man nur eine Ahnung hätte, wo der Thäter gesucht werden muß!" sagte sie. „Ich würde freudig Alles hingeben, um Den zu belohnen, der mir Gewißheit brächte; nur dann, wenn der Mörder ermittelt wird, darf mein unglücklicher Gatte auf Befreiung hoffen. Ich hätte früher einen tüchtigen Polizeibeamten damit beauftragen sollen; jetzt ist es zu spät, alle Spuren sind verwischt."

„Leider, leider," nickte Schröder. „Hätte ich damals schon mich Ihrer angenommen, es wäre besser gewesen. Aber ich glaubte an die Schuld Heinaus nicht, und Sie wissen ja, wie ich zu ihm stand. Nach seiner Freisprechung, auf die ich mit Sicherheit rechnete, würde meine Freundschaft ihm Mißtrauen eingeflößt haben, und unter diesem Mißtrauen hätten Sie zumeist leiden müssen. Aber lassen wir das," fuhr er fort, indem er mit der Hand über die Augen strich, „denken wir jetzt nur an das, was uns zunächst liegt. Auf ein Cassationsgesuch setze ich nur geringe Hoffnung; wir müssen einen andern Weg einschlagen und an die Gnade des Königs appelliren. Ich habe darüber früher schon mit vielen hiesigen Bürgern Rücksprache genommen, sie werden gewiß bereit sein, das Bittgesuch zu unterzeichnen."

„Ein Bittgesuch!" erwiderte Frau Heinau in bitterem Tone. „Bitten zu sollen, wo man Gerechtigkeit fordern

darf! Glauben Sie, daß dieses Gesuch Erfolg haben wird?"

„Ich hoffe es."

„Daß der König den Verurtheilten vollständig begnadigen wird?"

„Vollständig, das ist nicht wohl anzunehmen; aber er kann die Strafe mildern, und ich hege die Zuversicht, daß er es thun wird."

Die junge Frau wiegte sinnend das Haupt; tiefer Seelenschmerz sprach aus dem Blick, mit dem sie den Freund anschaute.

„Und wenn es geschähe, wäre die Ehre meines Mannes dadurch gerettet?" fragte sie. „Würde er nicht in den Augen der Welt ein Verbrecher bleiben?"

„Wir wollen diese Fragen jetzt nicht erörtern," sagte Schröder mit herzlicher Theilnahme, „kommt Zeit, kommt Rath, und gegenwärtig handelt es sich darum, das Leben des Verurtheilten zu retten. Haben wir das erreicht, so werden wir drum die Hände nicht in den Schooß legen; die Wahrheit muß einmal doch an den Tag kommen, und schon oft hat ein günstiger Zufall —"

„Ich glaube nicht an den Zufall," unterbrach Frau Heinau ihn mit einer abwehrenden Gebehrde; „ich finde keinen Trost in der Hoffnung auf diesen Zufall. Aber ich sehe auch ein, daß Sie Recht haben, und ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre aufopfernde Freundschaft. Möge der Himmel Ihnen dafür lohnen!"

„Ich erfülle eine Pflicht, und dafür soll man keinen Lohn erwarten. Ich hoffe, Sie werden uns nun recht oft besuchen; meine Frau hat Sie schon oft darum gebeten —"

„Ich bin Ihnen und Ihrer Frau auch dafür dankbar; aber es ist besser für uns Alle, ich bleibe allein. Meine düstere Stimmung paßt nicht in Ihren heitern Familienkreis."

„Das sind thörichte Ansichten, theure Freundin; an dem Geschehenen können wir nun nichts mehr ändern,

man muß mit geduldiger Ergebung sich in das Unabänderliche fügen."

„Ich würde es können, wenn mein Gatte unter dem Rasen läge, so aber — nimmer mehr!"

„Ihres Kindes wegen müssen Sie es versuchen; die heiligen Pflichten der Mutter gebieten es Ihnen."

„So oft ich mein Kind sehe, muß ich daran denken, daß die Schande seines Vaters auf es zurückfallen wird," antwortete die junge Frau seufzend. „Man weiß ja, wie hart und lieblos die Welt urtheilt; meine arme Anna wird das später auch erfahren. Glauben Sie wirklich, daß es einem Mutterherzen möglich sei, über dies Alles sich hinwegzusetzen?"

Der corpulente Herr schüttelte unwillig das Haupt; ernste Besorgniß sprach aus seinen treuherzigen Zügen.

„Ich weiß das Alles," erwiderte er; „aber ich frage noch einmal, wozu kann dieses Grübeln führen? Sie untergraben Ihre Gesundheit, Sie reiben sich auf, und Alles bleibt doch, wie es ist, Ihrer Anna erzeigen Sie keinen Gefallen damit —"

„Machen Sie mir keinen Vorwurf; die Last, die ich zu tragen habe, drückt schwer genug. Mein armes Kind! Wer wird sich seiner annehmen, wenn es verwaist es? Mit bangen Sorgen blicke ich in die Zukunft; ich fühle, daß diese Last mich erdrücken wird, und mir fehlt die Kraft, sie abzuschütteln. Stände ich allein, so würde ich den Tod als eine Wohlthat, als eine Gnade des Himmels betrachten. Ich weiß, was Sie sagen wollen," fuhr sie hastig fort, als er Miene machte, sie zu unterbrechen, „so treu und herzlich Ihre Worte auch gemeint sein mögen, können sie meine Ueberzeugung doch nicht erschüttern. Ich weiß, daß ich den Todeskeim in mir trage, und daß keine Kunst der Aerzte das fliehende Leben aufzuhalten vermag."

„Die Zukunft Ihres Kindes darf Ihnen keine Besorgniß einflößen," versetzte Schröder, tief bewegt; „wollen Sie mir

dieses Kind anvertrauen, so gebe ich Ihnen das Versprechen, ihm ein zweiter Vater zu sein."

Sie reichte ihm beide Hände, und eine Thräne schimmerte in ihren Augen.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein treuer, einziger Freund?" erwiderte sie mit zitternder Stimme. „Ihr edelmüthiges Versprechen nimmt mir eine schwere Last vom Herzen, jetzt bin ich beruhigt, was auch kommen möge."

„Und darf ich hoffen, daß Sie nun auch den Wunsch meiner Frau erfüllen werden?"

„Erlassen Sie mir das; drängen Sie mich nicht. Es wird einer geraumen Zeit bedürfen, ehe ich mich von diesem furchtbaren Schicksalsschlage so weit erholt habe, daß ich an Anderes denken kann. Vielleicht werde ich diese Stadt verlassen. Hier erinnert mich ja Alles an mein entsetzliches Unglück. Auch meines Kindes wegen, das noch nichts vom Geschick seines Vaters weiß, werde ich mich dazu entschließen müssen; leicht könnte es hier plötzlich die Wahrheit erfahren."

„Wer sollte sie ihm sagen?"

„Geschieht es auch nicht in der Absicht, ihm Wehe zu thun, so kann doch eine unbedachte Aeußerung ihm Antwort auf die Fragen geben, die es so oft an mich richtet."

Schröder nahm seinen Hut und äußerte noch einmal die zuversichtliche Hoffnung, daß der Monarch Gnade walten lassen werde, zumal so viele angesehene Bürger das Bittgesuch unterstützten. Dann nahm er Abschied. Er wollte es nun seiner Frau überlassen, die Unglückliche zu ermuthigen und ihrer verzweifelten Stimmung zu entreißen.

Er hatte das Haus kaum verlassen, als nach kurzem Anpochen der Buchhalter Schwaneberg eintrat. Beim Anblick dieses Mannes fuhr die junge Frau aus ihrem dumpfen Brüten jäh empor. Sie wußte, welche nichtswürdige Rolle er vor und in dem Processe gespielt hatte, und wie durfte

er wagen, heute schon mit scheinheiliger Miene vor sie hinzutreten.

Ihre Aufregung, deren Grund er kannte, entging ihm nicht; aber er gab sich den Anschein, als bemerke er nichts davon. Mit einer tiefen Verbeugung trat er näher, um mit leiser Stimme sein Bedauern und seine Theilnahme auszusprechen.

„Wenn Sie noch einen kleinen Rest von Ehrgefühl sich bewahrt hätten, so würden Sie nicht gewagt haben, die Schwelle meiner Wohnung zu überschreiten," sagte Frau Heinau, ihm in die Rede fallend, und die bebende Stimme bekundete, wie unsagbar schwer es ihr fiel, die entfesselten Leidenschaften zu beherrschen. „Sie sind der böse Dämon meines unglücklichen Mannes gewesen; glauben Sie, durch eine heuchlerische Maske mich täuschen zu können, wie Sie früher ihn getäuscht haben, so befinden Sie sich in einem Irrthum, für den es nicht einmal eine Entschuldigung giebt."

Schwaneberg hatte das kahle Haupt trotzig erhoben; furchtlos begegnete sein herausfordernder Blick den zornfunkelnden Augen, die durchdringend auf ihn geheftet waren.

„Ich errathe, wer mich bei Ihnen angeschwärzt hat," erwiderte er; „es giebt Leute, die Verleumdung als das beste Mittel betrachten, sich in die Gunst Anderer einzuschmeicheln. Der betreffende Herr konnte das früher nicht, Ihr Gemahl kannte die Gefährlichkeit dieses Menschen, und er that wohl daran, ihm sein Haus zu verbieten."

„Sie sind unverschämt!"

„Erlauben Sie, Madame, ich wahre meine Ehre, ich muß es, da Sie mich in einer Weise angreifen, die für mich beleidigend ist. Ich werde dabei nicht vergessen, daß ich einer Dame gegenüber stehe," fuhr er mit boshaftem Lächeln fort, „trotzdem Sie mir stets eine Abneigung bewiesen haben, deren Ursache ich früher schon vergeblich zu ergründen suchte. Wenn Sie behaupten, ich hätte schon vor

dem Processe Ihren Gatten hintergangen, so kann sich das nur auf die Aussagen Heinau's vor Gericht beziehen, Aussagen, die nicht zu beweisen sind, und deren Zweck jedem unbefangen Urtheilenden einleuchten muß. Sodann glauben Sie mir daraus einen Vorwurf machen zu müssen, daß ich als Belastungszeuge gegen Ihren Gatten aufgetreten bin. Durften Sie denn verlangen, daß ich einen Meineid schwören und die Unwahrheit aussagen solle?"

„Sie wissen selbst sehr wohl, das ich darüber anders denke," erwiderte die junge Frau entrüstet; „ich kenne Ihre Aussagen, Sie werden mich niemals überzeugen, daß Ihr Gewissen sie Ihnen dictirt hat. Darüber mit Ihnen zu streiten, wäre nutzlose Mühe; dort ist die Thür. Ich werde stets nur diese Antwort für Sie haben, so oft Sie es wagen werden, sich mir zu nähern."

„Sie werden mir dennoch gestatten müssen, noch einige Minuten zu bleiben," sagte Schwaneberg, der, auf einen Stuhl gestützt, vor ihr stand, „eine Geschäftssache führt mich zu Ihnen."

„Ich wüßte nicht, welches Geschäft —"

„Es betrifft die Destillerie Heinau's, die Sie einem gewissen Robert Schmidt übertragen haben. Schmidt hat dabei die Verpflichtung übernommen, Ihnen zehn Jahre lang fünf Procent des Reingewinns auszuzahlen."

„So lautet unser Vertrag," erwiderte Frau Heinau, den frech beharrlichen Mann mit einem Blick der Verachtung musternd; „Schmidt ist ein Ehrenmann, und er wird die Bedingungen erfüllen."

„Mag sein; aber Schmidt versteht nichts von Geschäften, und ich fürchte, daß er niemals einen Reingewinn erzielen wird. Ich schicke diese Bemerkung voraus, um Sie zu überzeugen, daß es nur in Ihrem Interesse liegen kann wenn die Destillerie in andere Hände kommt. Schmidt hat, sie mir angeboten, und ich bin geneigt, sie zu übernehmen;

ich darf wohl hoffen, daß Sie gegen diesen Tausch nichts einzuwenden finden."

„Sehr viel sogar!" sagte sie mit scharfer Betonung. „Herr Schmidt muß sich zuvor mit mir abfinden, ehe er das Geschäft einem Andern übertragen kann."

„Wenn dieser Andere die darauf ruhenden Lasten und Verpflichtungen übernimmt —"

„Dann ist immer noch meine Zustimmung nöthig, Sie werden das so gut wissen wie ich. Und da Sie mein Vertrauen nicht besitzen, da ich sogar Beweise dafür habe, daß Sie kein ehrenhafter Mann sind, so verweigere ich in diesem Falle meine Zustimmung."

Ein tückischer Zug glitt über das bleiche Antlitz Schwaneberg's.

„Also aus persönlichen Gründen?" sagte er achselzuckend. „Wollen Sie sich auf diesen Fuß mit mir stellen, Madame, so dürfen Sie fernerhin auch von mir keine Rücksichten erwarten."

„Rücksichten? Wann hätte ich jemals Ihnen dafür zu danken gehabt?"

„Es giebt Rücksichten, an die Derjenige, der sie empfängt, nicht denkt. Ihre Tochter zum Beispiel kennt das Geschick ihres Vaters noch nicht; ist es nicht meinerseits rücksichtsvoll, wenn ich das Kind im Unklaren darüber lasse?"

Ein jäher Schreck durchzuckte das Mutterherz; es verstand diese empörende Drohung nur zu wohl.

„Sie wollen meinem Kinde Aufschluß darüber geben?" rief sie entsetzt und alle Klugheit vergessend. „Was hat Ihnen das schuldlose Kind gethan?"

„Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir hindernd in den Weg treten wollen, wenn ich mir eine gesicherte Existenz zu gründen suche?" fiel er ihr mit schneidendem Hohn in die Rede.

„Sie kennen die Gründe, die mich gegen Sie — —"

„Solche Gründe können nicht maaßgebend sein. Es wäre mir lieber gewesen, wenn man mein Zeugniß nicht gefordert hätte; will man nun mich anfeinden, weil ich die Wahrheit gesagt habe, so darf man sich auch nicht beklagen, wenn ich den Spieß umdrehe und den Haß erwidere."

Die Thüre wurde in diesem Augenblicke geöffnet. Ein schlankes, blondes Mädchen trat ein, das dem ehemaligen Buchhalter zutraulich die Hand reichte.

„Da ist ja Fräulein Anna," sagte er in boshaftem Tone, „wir könnten ihr gleich —"

„Halten Sie ein!" rief die Mutter in fieberhafter Angst. „Anna, ich bitte Dich, verlasse uns; ich habe mit dem Herrn noch zu reden."

Sie ergriff die Hand ihres Kindes und führte es hinaus, und als sie die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, athmete sie tief auf.

„Hätte das Kind nur eine Ahnung von dem, was geschehen ist, so würde es Ihnen nicht die Hand gereicht haben," sagte sie. „Können Sie es über sich gewinnen, den Seelenfrieden eines unschuldigen, schon so unglücklichen Kindes zu stören?"

„Glauben Sie, daß er ungestört bleiben wird, so lange Anna lebt?" erwiderte Schwaneberg ironisch. „Einmal wird doch die Zeit kommen, in der sie über das Geschick ihres Vaters Gewißheit haben will; enthüllen Sie es nicht, so unterziehen sich andere Leute —"

„Aber nur jetzt noch nicht; sie ist noch so jung —"

„Ich bin ja ganz mit Ihnen einverstanden, und wenn Sie nur wollen, so dürfen Sie mich als Ihren besten Freund betrachten; aber fordern Sie selbst meine Feindschaft heraus, so dürfen Sie sich auch nicht beklagen, wenn die Früchte Ihrer bösen Saat Ihnen nicht gefallen."

Die junge Frau befand sich in fieberhafter Aufregung;

in ihrem Innern kämpfte der Haß gegen den bösen Dämon ihres Gatten mit der Angst, die seine Drohung ihr eingeflößt hatte, und die endlich den Sieg davontrug.

„Nur ein gefühlloser Mensch kann so handeln, wie Sie es thun," sagte sie, zitternd vor Erregung, und aus den fieberglühenden Augen traf ihn ein Blick der tiefsten Verachtung; „aber Sie haben die Karten so gut gemischt, daß Sie die Partie gewinnen müssen. An meine Zustimmung zu Ihrem Vorschlage knüpfe ich aber die Bedingung, daß Sie niemals den Versuch machen, sich meinem Kinde zu nähern, und nie in seiner Gegenwart ein Wort äußern, das ihm die Wahrheit enthüllen könnte."

„Ich verspreche es Ihnen," erwiderte er.

„So mag Herr Schmidt zu mir kommen, um die Angelegenheit mit mir zu ordnen."

„Es ist weiter nichts nöthig, als daß der Vertrag, den Sie mit ihm abgeschlossen haben, auf mich übertragen wird, es handelt sich Ihrerseits, also nur um einen Federzug."

„Ich werde mich darüber mit Herrn Schmidt auseinandersetzen, jetzt muß ich Sie ersuchen, mich zu verlassen, ich bedarf der Ruhe."

Schwaneberg zog sich mit einer Verbeugung zurück. Er schien nicht zu bemerken, daß sein Gruß nicht erwidert wurde. Ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen, als er auf die Straße hinaustrat.

Bekannte grüßten ihn und blieben stehen, um sich nach dem Ausgang des Processes gegen Heinau zu erkundigen. Viele nahmen seine Antwort mit auffallender Kälte auf und schritten von dannen, ohne weiter ein Wort mit ihm zu wechseln; Andere hingegen äußerten ihre Befriedigung über das Urtheil und zollten ihm ihre Anerkennung, weil er so furchtlos die Wahrheit ausgesagt hatte.

So erreichte er endlich seine Wohnung, die in einer ziemlich abgelegenen und wenig belebten Straße lag.

Er war nicht verheirathet; mit seinem jüngeren Bruder und einer alten Magd bewohnte er das kleine Haus allein. Die Magd war taub, Bruder Ferdinand schielte, und er selbst trug ja, wie wir bereits wissen, einen ansehnlichen Höcker; so hatten die Nachbarn gewissermaaßen eine Berechtigung, die Drei „das verkrüppelte Kleeblatt" zu nennen.

Seit der Verhaftung Heinaus betrieb Schwaneberg ein Agenturgeschäft. Sein Bruder besuchte die Geschäftskunden; er selbst führte die Bücher und die Correspondenz; aber viel mußte das Geschäft wohl nicht abwerfen; denn die Brüder lebten sehr zurückgezogen, und ihre leiblichen Bedürfnisse hielten sich in bescheidenen Grenzen.

Ferdinand Schwaneberg empfing den heimkehrenden Bruder in einem mäßig großen, halbdunklen Raume, der nichts weiter als ein Schreibpult, einen kleinen Schrank und einige altmodische Stühle enthielt, und in dem trotz des geringen Mobiliars eine Unordnung und Unsauberkeit herrschte, die kein günstiges Licht auf das „verkrüppelte Kleeblatt" warf.

„In Ordnung?" fragte Bruder Ferdinand erwartungsvoll, nachdem Otto seinen Ueberrock ausgezogen und denselben sammt dem Hut auf einen Stuhl geworfen hatte.

„In Ordnung!" wiederholte der Andere. „Es war eine harte Nuß; aber mein Gebiß zeigte sich noch härter. Einige Schmähungen mußte ich einstecken, doch dafür nehme ich später meine Revanche."

Ferdinand Schwaneberg schüttelte das rothblonde Haupt und zog an seinen langen, dünnen Fingern, bis jeder einzelne in seinen Gelenken knackte.

„Es ist eine lästige Bedingung," sagte er, „zehn Jahre lang fünf Procent vom Reingewinn abgeben zu müssen. Wenn das Geschäft wirklich so viel abwirft, wie Du sagst,

und Du mußt es ja wissen, dann repräsentiren diese Procente jährlich eine nicht unbedeutende Summe —"

„Die aber für Madame Heinau nicht sehr bedeutend ausfallen wird," unterbrach ihn sein Bruder. „Laß' dafür mich sorgen; ich habe gelernt, eine Bilanz zu ziehen, genaue Berechnungen ad libitum zu machen."

„Und mit Robert Schmidt bist Du einig?"

„Ja wohl."

„Er könnte jetzt noch zurücktreten."

„Bah! woher will er das Geld nehmen, meine Forderung zu befriedigen? fünftausend Thaler beträgt dieselbe; er ist bankerott, wenn ich die gerichtliche Klage gegen ihn einleite."

„Und überträgt er Dir die Destillerie, so ist er auch ruinirt."

„Was kümmert's mich! Er hätte das Geschäft überhaupt nicht übernehmen sollen; denn er versteht nichts davon, und seine Leute betrügen ihn. Ueberdies fehlt ihm das nöthige Betriebscapital —"

„Wirst Du es haben?"

„Ich denke. Es ist ja nicht nöthig, daß man von Anfang an mit voller Kraft arbeitet; klein anfangen und groß aufhören, das ist die Hauptsache. Ich besitze aus jenem Lotterie-Gewinn immer noch ein hübsches Capital, und ich denke, es soll mir gute Zinsen bringen. Heute noch wird das Geschäft mit Schmidt abgeschlossen; dann bin ich an dem längst ersehnten Ziele, und ich werde dort befehlen, wo ich noch vor einem Jahre gehorchen mußte."

„Und das andre Project?" fragte Ferdinand.

Otto Schwaneberg, der in dem unsauberen Zimmer langsam auf- und niederwanderte, blieb stehen und heftete den Blick forschend auf den Bruder.

„Damit hat's noch Zeit," sagte er, „das Mädchen ist noch jung, und ich will warten, bis ich mich auf eine gesicherte Existenz stützen kann."

„Die Familie wird Dir auch dann noch einen Korb geben.“

„Weshalb? Weil ich ein Krüppel bin? Pah, heutzutage ziehen die jungen Mädchen den Reichthum der Schönheit vór, und ich werde nicht ruhen, bis ich ein reicher Mann bin.“

„Und weshalb muß es gerade Bertha Schröder sein?“ fragte Ferdinand kopfschüttelnd. „Wenn es einmal Dein fester Entschluß ist, zu heirathen, so giebt es ja Mädchen genug, auf deren Jawort Du mit Sicherheit hoffen darfst; ich würde mich der Gefahr, einen Korb zu erhalten, nicht aussetzen. Das Mädchen ist auch noch jung, erst neunzehn Jahre —“

„Und eben deshalb kann ich noch einige Zeit warten,“ unterbrach sein Bruder ihn. „Schröder ist mein Freund nicht; trotzdem soll er mein Schwiegervater werden.“

„Das finde ich seltsam —“

„Und ich habe meine Gründe dafür! Was hast Du in dieser Angelegenheit erfahren?“

„Wenig Erfreuliches. Robert Jäger, der Freund Friedrich Schröder's, verkehrt täglich in dem Hause. Die Dienstboten, die für solche Dinge ein scharfes Auge haben, wollen wissen, er sei jetzt schon heimlich mit dem Fräulein verlobt —“

„Unsinn!“ rief Otto Schwaneberg, der trotz dieser scheinbaren Zuversicht seine Bestürzung nicht verhehlen konnte. „Diesem jungen Menschen wird kein Vater die Zukunft seines Kindes anvertrauen. Was thut er? nichts! Was hat er gelernt? Ebenfalls nichts. Er lebt von dem, was seine Eltern ihm hinterlassen haben, und mit vollen Händen wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Nach einigen Jahren wird er ein Bettler sein.“

„Er soll sich schon jetzt häufig in Geldverlegenheit befinden,“ schaltete sein Bruder ein. „Der größte Theil

seines Vermögens liegt fest; für große Summen besitzt er Hypothekenforderungen, die er nicht kündigen kann oder will. Ein anderer Theil des Geldes steckt in Häusern und Ländereien, und dafür giebt es auch nicht jeden Tag Käufer, wenn man das Eigenthum nicht zu Spottpreisen verschleudern will. Er wird sich schließlich an einen Wucherer wenden müssen, und ist er einmal in den Händen eines solchen Mannes, dann wird es mit der Herrlichkeit bald zu Ende gehen."

Otto Schwaneberg war vor dem Pult stehen geblieben, er stützte das Haupt auf den Arm und stand lange in Nachdenken versunken.

„Dabei wäre viel zu verdienen," sagte er nach einer Weile, „und wir haben Zeit genug, das Geschäft zu übernehmen."

„Das Geschäft eines Wucherers?"

„Nein, das nicht; die Verwaltung seines Vermögens. Einem solchen Lebemann kann es nur angenehm sein, wenn Jemand sich entschließt, ihm die Last der Verwaltung abzunehmen, und dafür sorgt, daß der junge Mann stets eine gefüllte Casse hat. Ich werde mir das überlegen und die Sache energisch betreiben, sobald mein Plan fertig ist."

„Das heißt mit andern Worten, Du willst den jungen Mann ruiniren?" fragte Ferdinand, den schielenden Blick voll Erwartung auf ihn heftend.

„Wenn ich es nicht thue, wird es dann nicht ein Anderer besorgen?" erwiderte sein Bruder ironisch. „Und glaubst Du, mir liege etwas an der Achtung der Menschen? Sie werden alle vor mir den Rücken beugen, wenn ich ein reicher Mann geworden bin, und wenige werden Anstoß daran nehmen, auf welche Weise ich mein Geld verdient habe. Mögen sie auch heimlich die Achseln zucken und boshafte Bemerkungen machen, öffentlich werden sie sich um

meine Freundschaft bemühen. Ich bin Einer von Denen, die niemals auf halbem Wege stehen bleiben, und die ihr Ziel verfolgen, bis sie es erreicht haben."

„Du mußt das am besten wissen," bemerkte Ferdinand trocken, „ich habe gegen das Streben nach Reichthum nichts einzuwenden; aber man kann dabei auf Hindernisse stoßen, an denen Alles scheitert, und bei einem solchen Schiffbruch geht man in der Regel selbst mit unter. Deine Heiraths-projecte machen mir auch Sorgen; Schröder vergißt Dir niemals, daß Du gegen Heinau gezeugt hast."

„Wer weiß, in welchen Verhältnissen Schröder sich befindet, wenn ich um die Hand seiner Tochter werbe! Es wäre möglich, daß er meine Werbung schon deshalb annähme, um sich selbst vor dem Ruin zu schützen. Zerbrechen wir uns aber darüber jetzt den Kopf nicht, es führt zu nichts."

Damit war die Unterredung beendet. Gleich darauf verließ Otto Schwaneberg wieder das Haus, um mit dem Eigenthümer der Destillerie das Geschäft abzuschließen.

Drittes Capitel.

Begnadigt.

Der Kaufmann Hugo Schröder sah sich in seiner Erwartung, daß viele angesehene Bürger das Bittgesuch unterschreiben würden, nicht getäuscht.

Zwar fanden es Viele seltsam, daß der damalige Obmann der Geschworenen sich so sehr für die Begnadigung eines Mannes interessirte, der von zwei Schwurgerichten zum Tode verurtheilt worden war; aber Keiner verweigerte seine Unterschrift. Mochte man im Innern auch denken, dem Verurtheilten sei Recht geschehen, den Schein der Theilnahme

wollte man doch wahren, und so ging die Schrift schon nach wenig Tagen an ihre Adresse ab.

Inzwischen hatte Schwaneberg die Destillation seines ehemaligen Principals zum größten Erstaunen Derjenigen übernommen, die ihn bisher für einen armen Teufel hielten und nun erkennen mußten, daß er die nöthigen Mittel, das Geschäft in Flor zu bringen, vollauf besaß.

Schröder schüttelte, als er das darauf bezügliche Rundschreiben Schwanebergs erhielt, sehr bedenklich das Haupt und eilte ohne Verzug zur Frau Heinau, die ihm über den Erwerb dieser Mittel keine Auskunft zu geben wußte. Schwaneberg machte indeß aus der Beantwortung dieser Frage kein Hehl; schon nach einigen Tagen wußten Alle, die sich dafür interessirten, daß er vor Kurzem in einer auswärtigen Lotterie eine bedeutende Summe gewonnen hatte. Damit war das Räthsel gelöst.

Hugo Schröder hatte auch in seinem eigenen Geschäfte genug zu thun, um der Sache weiter nachzuforschen. Er stand an der Spitze eines großen Fruchthandels, und wenn er auch an seinem Sohne eine tüchtige Stütze besaß, so war dieser doch noch zu jung, als daß ihm die Leitung des Geschäfts überlassen werden durfte.

Schröder besaß nur zwei Kinder, Friedrich und Bertha, im Alter von einundzwanzig und neunzehn Jahren, und er durfte sagen, daß er an ihnen nur Freude erlebte. Seit der Gründung des eigenen Herdes war steter Sonnenschein in seinem Hause gewesen, und auch im Geschäft hatte er mehr fette als magere Jahre gesehen.

Vergeblich suchte er Frau Heinau zu bewegen, in seinen Familienkreis einzutreten. Er glaubte zuversichtlich, sie werde hier ihre Ruhe und ihren Seelenfrieden allmälig wiederfinden. Die geistig und körperlich leidende Frau wies aber alle Anerbieten ab und zog sich nur noch mehr von der Außenwelt zurück; doch hoffte der Freund, daß, wenn das

Gnadengesuch den erwarteten Erfolg habe, werde auch Frau Heinau aus ihrer Zurückgezogenheit heraustreten und wieder mehr Interesse an ihrer Umgebung nehmen.

Frau Schröder schüttelte dazu den Kopf, und sie sollte Recht behalten.

Die Antwort auf das Bittgesuch traf erst nach mehreren Monaten ein. Der Monarch hatte sich über den Fall eingehend Vortrag halten lassen, und glücklicher Weise war der referirende Rath, während er die betreffenden Acten studirte, mehr und mehr zu der Erkenntniß gekommen, daß hier doch noch mancher Punct dunkel und unaufgeklärt sei.

Vollständig begnadigen konnte und wollte der Monarch nicht, das Ansehen der Justiz wäre dadurch zu schwer geschädigt worden, überdies glaubte er auch nicht an die volle Schuldlosigkeit des Verurtheilten, über den die Geschworenen zweimal das Schuldig ausgesprochen hatten. Auf der andern Seite fielen Namen und Stellung der Männer, die das Gnadengesuch unterzeichnet hatten, schwer in die Waagschaale, und die Sachlage selbst unterstützte dieses Gesuch. Das Todesurtheil wurde in fünfzehnjährige Gefängnißstrafe umgewandelt, und der Monarch bestimmte dabei, daß ihm von Zeit zu Zeit über das Verhalten des Gefangenen Bericht erstattet werden solle.

Eine volle Begnadigung hatte Schröder nicht erwartet; er war denn auch mit dem Resultat zufrieden, und seine Augen leuchteten, als er es der jungen Frau berichtete.

„Mehr konnten wir nicht erreichen," sagte er, „und auf die geforderte Berichterstattung baue ich nun meine weiteren Hoffnungen; aus ihr wird unser König die Ueberzeugung schöpfen, daß Heinau schuldlos ist, und ich hoffe, schon nach einigen Jahren wird er Ihnen zurückgegeben."

„Ich werde ihn nicht wiedersehen," erwiderte Frau Heinau, die des treuen Freundes Freude nicht zu theilen vermochte, „und auch für ihn wäre es besser, wenn die

volle Begnadigung ihn nicht mehr unter den Lebenden träfe. Mehr als das Leben gilt ihm die Ehre, und der schmachvolle Verdacht, die That begangen zu haben, bleibt immer auf ihm ruhen, so lange nicht seine Schuldlosigkeit bewiesen wird."

„Guter Gott! Sie blicken auch gar zu schwarz," versetzte der corpulente Herr unwillig; „die Gnade des Monarchen nimmt ja die Schande von ihm, und sollte er trotzdem hier unliebsame Erfahrungen machen, so bleibt ihm der Weg nach Amerika immer noch offen."

„Und was soll er dort? Das Wenige, was ich aus dem Schiffbruch gerettet habe, reicht nicht hin, ein Geschäft zu gründen —"

„Darüber zu berathen, ist später immer noch Zeit genug, meine liebe Freundin, vor allen Dingen denken Sie nun an sich selbst. Tragen Sie den Kopf wieder hoch, und fassen Sie Muth. Auch diese schwere Prüfung wird vorübergehen. Die Menschen werden Sie nicht anfeinden; sie werden Sie beklagen und Ihnen die Last zu erleichtern suchen."

Frau Heinau wiegte leicht das Haupt; ein schmerzlich wehmüthiger Zug umspielte ihre Lippen.

„Sie wollen mich trösten und ermuthigen," erwiderte sie bewegt; „ich danke Ihnen recht herzlich dafür; nur kann ich leider nicht an den Sonnenschein glauben, den Sie in der Ferne mir zeigen. Nein, mein Freund, ich glaube nicht an die Morgenröthe eines neuen Tages, weil ich mit Sicherheit weiß, daß mein Leben während der Nacht enden wird!"

„Ihres Kindes wegen —"

„Mein theurer Freund, die Tage, die mir zu leben noch vergönnt sind, gehören meinem Kinde. Ich sagte Ihnen schon damals, daß ich diese Stadt verlassen wolle, jetzt steht mein Entschluß fest, und ich glaube, Sie werden ihn billigen. Draußen will es Frühling werden, und die Luft auf dem

Lande wird meiner kranken Brust wohl thun; alle einleitenden Schritte sind schon geschehen, binnen einigen Tagen reise ich mit meinem Kinde ab. Vielleicht kehre ich im Spätherbst zurück, vielleicht auch —"

Sie brach ab und strich mit der feinen, schmalen Hand über die Augen, und ein schwerer Seufzer entrang sich den krampfhaft zuckenden Lippen.

„Sie haben wohl die Güte, während meiner Abwesenheit dann und wann hier nachzusehen," fuhr sie fort; „die Schlüssel zu meiner Wohnung und meine Werthpapiere werde ich Ihnen vor der Abreise übergeben."

„Seien Sie ohne Sorgen, Sie wissen ja, daß ich gerne Ihnen zu Diensten stehe."

„Und dann, — aber ich weiß nicht, ob ich diese Bitte an Sie richten darf —?"

„Was es auch sein mag, sprechen Sie den Wunsch nur aus!"

„Sie kennen den Vertrag mit Schwaneberg. Mir sind einige Rechte eingeräumt, und Sie würden mir einen geradezu unschätzbaren Dienst erzeigen, wenn Sie die Wahrung dieser meiner Rechte übernehmen wollten. Ich weiß, daß auch Sie den Mann verachten —"

„Und zwar sehr gründlich," unterbrach Schröder sie; „aber Ihren Wunsch erfülle ich nichts desto weniger. Es bedarf dazu nur einer Vollmacht Ihrerseits."

„Ich werde Ihnen diese Vollmacht ertheilen."

„Dann aber auch möchte ich wissen, welche Mittel er benutzt hat, um Sie zu zwingen," fuhr Schröder fort, und das Wetterleuchten in seinen Augen bekundete den steigenden Zorn. „Sie haben mir damals nichts davon gesagt —"

„Und ich bitte Sie, mir auch jetzt die näheren Mittheilungen zu erlassen," erwiderte Frau Heinau mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Ich könnte in Ihren Mittheilungen vielleicht eine

Berechtigung finden, ihn vor die Schranken des Gerichts zu fordern? Hat er durch Drohungen Sie gezwungen, den Vertrag mit ihm zu schließen, so ist das ungesetzlich, und wir werden ihn zwingen, diesen Vertrag wieder rückgängig zu machen."

„Und was gewinne ich dadurch? Am Tage darauf kennt mein armes Kind das Geschick seines Vaters."

„Das war die Drohung?" fragte Schröder entrüstet.

„Ja wohl, und Sie werden nun zugeben, daß ich es nicht wagen darf, die Feindschaft dieses Mannes herauszufordern. Ich bin überzeugt, daß er seine Drohung ausführen würde."

„Niederträchtiger Schurke!" brummte der corpulente Herr; „auch seine Stunde wird einmal schlagen, und dann wollen wir schonungslos mit ihm abrechnen. Geben Sie mir die Vollmacht; er soll mich kennen lernen, wenn er vielleicht glaubt, Sie betrügen zu können!"

„Jene Drohung ist auch ein Grund für mich, die Stadt zu verlassen," nahm Frau Heinau noch einmal das Wort, als er mit dem Hute in der Hand vor ihr stand, um sich zu verabschieden; „die Begnadigung wird noch einmal in diesen Tagen den Namen meines Mannes in den Mund aller Leute bringen, und ich schwebe beständig in der Furcht, mein Kind könne eine Aeußerung oder auch nur ein Wort auffangen, wodurch ihm das Schicksal seines Vaters klar wird."

„Und fürchten Sie nicht, daß dies auch auf dem Lande geschehen könne?" fragte er mit herzlicher Theilnahme, indem er ihr die Hand reichte. „Dafür, daß Ihr Name und die Verhandlungen gegen Ihren Gatten überall bekannt sind, haben die Zeitungen gesorgt —"

„Ich werde meine Maaßregeln treffen, um mein Kind vor dieser Gefahr zu bewahren; später, wenn es älter geworden ist, und ich nicht mehr unter den Lebenden bin,

dann werden Sie ihm schonend mittheilen, was es einmal doch erfahren muß.“ —

Hugo Schröder kehrte verstimmt in sein Haus zurück; er war nicht einverstanden mit dem Vorhaben der jungen Frau; aber es leuchtete ihm auch ein, daß es vergebliche Mühe sein würde, sie eines Besseren zu belehren und ihren Entschluß zu erschüttern.

Sodann ärgerte ihn die Niederträchtigkeit Schwaneberg's, gegen die sich leider auch nichts machen ließ, wenn man nicht die Feindschaft dieses gefährlichen und gesinnungslosen Menschen herausfordern wollte.

In dieser Stimmung trat er in sein Geschäftscabinet. Friedrich, der hier gemeinsam mit ihm zu arbeiten pflegte, war ausgegangen. Der alte Herr warf einen flüchtigen Blick auf die Briefe, die auf seinem Pult lagen, und wanderte eine geraume Weile auf und nieder, um seiner inneren Erregung Herr zu werden.

Ein böses Geschick mußte gerade in dieser Stunde einen Gast in das Haus führen, dem Schröder schon seit einiger Zeit nicht mehr geneigt war, dessen Besuche er, wenn auch mit innerem Widerstreben, nur seines Sohnes wegen geduldet hatte. Und doch war dieser Gast, der fast täglich kam, der Sohn eines alten, lieben Freundes.

Robert Jäger zählte kaum vierundzwanzig Jahre; aber in vielen Dingen hatte er die Erfahrung eines Dreißigjährigen. Er war ein hübscher Mann, nur etwas bleich; ein frisches, blühendes Gesicht würde besser mit dem hellblonden Haar und den blauen Augen harmonirt haben.

In eleganter Frühlingstoilette stand er vor dem corpulenten Kaufherrn, der ihn mit einem spöttischen Blick musterte.

An dem Anzuge des jungen Mannes war Alles untadelhaft, der knappe, weit ausgeschnittene Rock konnte nicht besser sitzen, die Weste, auf der eine massive, goldne Kette

hing, zeigte kein Fältchen, das schmale Bändchen, welches die Halsbinde vertrat, schlang sich coquett um den tadellos weißen Kragen, die farbigen Glacéhandschuhe, das dünne Spazirstöckchen mit dem vergoldeten Knopfe, der moderne Hut und das in Gold eingefaßte Pince-nez: — alles Das vereinigte sich zu einer jener Figuren, die zu Dutzenden auf colorirten Modetafeln paradiren und das Entzücken jedes Schneiders bilden.

„Friedrich ist ausgegangen," hatte Schröder auf die Frage des Gastes geantwortet und ihn dann nochmals betrachtet.

Robert Jäger wurde verlegen; er konnte sich diese spöttischen Blicke nicht erklären.

„Ich wollte ihn bitten, einen Spazirgang mit mir zu machen," sagte er, „der Abend naht schon, und um diese Zeit wird ja hier wohl das Geschäft geschlossen."

„Nicht immer," erwiderte der Kaufherr, indem er durch einen Wink den jungen Menschen einlud, Platz zu nehmen, „die laufende Tagesarbeit muß erledigt sein, ehe ich und meine Leute an Ruhe und Erholung denken dürfen."

„Dann will ich auch nicht länger stören."

„Bitte, bleiben Sie; ich habe längst ein ernstes Wort mit Ihnen reden wollen. Ich glaube dazu einigermaaßen berechtigt zu sein; denn ich war der beste Freund Ihres seeligen Herrn Vaters. Ihr Vater war ein reicher Mann, und leider fiel er in den Fehler aller Väter, die nur ein einziges Kind haben, — er kümmerte sich zu sehr um Ihre Erziehung, das heißt, er ließ Sie Vieles und doch wieder Nichts gründlich erlernen. Die Universalbildung ist im Allgemeinen eine hübsche Sache, junger Freund; man kann im Salon mit ihr brilliren, wenn man es versteht, einer gründlichen Vertiefung in heikle Fragen aus dem Wege zu gehen; aber im praktischen Leben taugt sie nichts. Auf das praktische Leben hat Ihr Vater freilich keinen Werth

gelegt, und das war der zweite Fehler, den er beging; er dachte leider nicht an das alte Sprichwort, das den Müßiggang als den Anfang aller Laster bezeichnet."

Dem jungen Manne stieg das Blut heiß in die Stirne; er fand in diesen Worten nicht eine väterliche Ermahnung, sondern eine Beleidigung.

„Mein Vater hat mir stets gesagt, er hinterlasse mir genug; wegen meiner Zukunft brauche ich mir keine Sorge zu machen," erwiderte er. „Und ich glaube nicht, daß ich verpflichtet bin, irgend Jemandem Rechenschaft zu geben —"

„Andern nicht, aber sich selbst," unterbrach Schröder ihn ruhig; „ich meine, eine Stimme in Ihrem Innern müsse diese Rechenschaft von Ihnen fordern, so oft Sie unserm Herrgott wieder einmal einen Tag gestohlen haben. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich frei von der Leber weg mit Ihnen rede, Sie sind noch sehr jung; Sie kennen den Werth des Geldes nicht, den nur die Arbeit kennen lehrt; Sie leben in dulci jubilo d'rauf los, ohne daran zu denken, daß auch der reichste Quell erschöpft werden kann. Leben Sie von den Zinsen Ihres Vermögens? Nein, Sie leben vom Capital selbst; Sie berechnen die Summen nicht, die Sie gebrauchen, und mich sollte es wundern, wenn Sie nicht bereits einem Wucherer in die Hände gefallen wären."

„Das ist keineswegs der Fall!"

„So dürfte derselbe bald eintreten, wenn Sie nicht Halt machen und umkehren. Sie haben eine Masse kostspieliger Liebhabereien; Sie suchen eine Ehre darin, jedem vagabundirenden Schauspieler ein Mäcen zu werden; wenn ein Pfuscher in der bildenden Kunst irgend ein Werk schafft, das er nicht verkaufen kann, so findet er an Ihnen einen willigen Käufer; Sie haben nichtsnutzige Freunde, die Ihnen schmeicheln und dafür jede Summe von Ihnen fordern können, — kurz, Sie werfen das Geld zu Thür und Fenster

hinaus und verlangen dafür weiter nichts, als daß man Ihre Freigebigkeit und Ihren Kunstsinn bewundern soll. Ich habe solcher Narren viele gekannt, sie sind Alle zu Grunde gegangen, und es sollte mir Leid thun, wenn dieses Loos auch Sie erreichte."

Das Antlitz Roberts war abwechselnd roth und wieder blaß geworden; — solche Worte hatte noch Niemand ihm zu sagen gewagt.

„Sie urtheilen doch wohl etwas zu scharf," versetzte er mit erzwungener Ruhe; „wenn ich die Kunst unterstütze und einem armen Freunde aus der Noth helfe, so wird mir daraus kein verständiger Mann einen Vorwurf machen."

„Darüber zu urtheilen, sind Sie noch zu jung; Sie sollten mir dankbar sein, daß ich Sie auf die Gefahren aufmerksam mache. Ein arbeitsamer Mensch und ein Mann, der nichts weiter zu thun weiß, als spaziren zu gehen, passen nicht zusammen. Sie können es mir nicht verargen, wenn Ihr intimer Umgang mit meinem Sohne mir Besorgnisse einflößt."

„Sie wünschen also, daß ich Ihr Haus nicht mehr betrete?" fragte Robert aufbrausend.

„Wenigstens nicht mehr so oft, wie es bisher geschehen ist; ich habe für diesen Wunsch auch noch einen andren Grund."

„Darf ich ihn erfahren?"

„Weshalb nicht? Ich gehe gern offen zu Werke, und Sie werden das, was ich Ihnen sagen will, verstehen. Sie waren schon in der Kindheit mit meiner Tochter befreundet, und ich habe gegen diese Freundschaft nie etwas einzuwenden gehabt. Jetzt aber muß ich erfahren, daß nicht nur meine Leute, sondern auch meine Nachbarn aus Ihren häufigen Besuchen in meinem Hause Schlußfolgerungen ziehen, die ich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht gutheißen kann. Lägen die Dinge anders, so könnte dem

Gerede rasch ein Ende gemacht werden; nie aber werde ich die Zukunft meines Kindes einem Manne anvertrauen, der jeder Arbeit abhold ist und die Aufgabe seines Lebens allein darin sucht, das väterliche Erbe zu verprassen."

„Herr Schröder!"

„Ich glaube wohl, daß meine Worte Ihnen nicht angenehm sind; aber ich halte es für besser, meine Meinung ehrlich heraus zu sagen, als mit höflichen Redensarten —"

„Man kann auch darin zu weit gehen," unterbrach der junge Mann ihn grollend; „ich bin kein Prasser und Verschwender, der nur Verachtung verdient, und wenn ich arbeiten will, so kann ich es auch."

„Beweisen Sie es, dann werde ich Ihnen meine Anerkennung nicht versagen."

„Und darf ich dann hoffen —"

„Halt, das klingt wie eine Bedingung, und von Bedingungen dürfen Sie Ihre Besserung nicht abhängig machen. Ich will nicht, daß Sie mir später vorwerfen, ich hätte Sie gezwungen, den Weg der Arbeit zu betreten; freiwillig müssen Sie es thun, wenn es Werth haben soll. Zeigen Sie mir, was Sie können; beweisen Sie mir, daß es Ihnen Ernst ist, statt des vornehmen Müßiggängers ein arbeitsamer Mensch zu werden, dann werden Sie mich bereit finden, alle Fragen, die Sie an mich richten wollen, zu beantworten. Sie wissen nun, woran Sie mit mir sind; denken Sie über meine Worte nach, und fassen Sie Ihren Entschluß; bedürfen Sie bei der Ausführung desselben den Rath eines erfahrenen Mannes, so steht Ihnen der meinige zu Diensten."

Robert hatte sich von seinem Sitz erhoben. Sein Gesicht war fahl geworden, und seine Stimme zitterte, als er mit kurzen Worten Abschied nahm.

Er war empört darüber, daß man ihn behandelt hatte

wie einen Schulbuben. Auch dem besten Freunde seines Vaters konnte er dieses Recht nicht einräumen.

Weshalb sollte er arbeiten, da ihm doch sein Vermögen erlaubte, so zu leben, wie es ihm beliebte?

Und selbst wenn er dieses Vermögen vergeudete, wen, außer ihm selbst, durfte das kümmern? Wahrheit war es allerdings, daß er Bertha liebte, ja er hatte sie geliebt, so lange er sie kannte; aber lieber wollte er auf ihre Hand verzichten, als sich den erniedrigenden Bedingungen ihres Vaters unterwerfen.

Es war wohl der erste Groll, der ihn verleitete, solchen Entschluß zu fassen, einen Entschluß, den weder das Herz noch der Verstand billigen konnte; aber in diesem ersten Groll that er einen Schritt, der für ihn verhängnißvoll werden mußte.

Trotz seines Reichthums hatte er schon oft sich in Geldverlegenheit befunden, weil seine Capitalien festlagen, und die Zinsen zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nicht ausreichten.

Er war dadurch genöthigt worden, bald hier, bald dort eine Anleihe zu machen, Wechsel auszustellen und Schuldscheine zu unterzeichen, und es lag in der Natur der Sache, daß er diese Geschäfte, von denen er nichts verstand, und die ihm lästig waren, einem Andern zu übertragen wünschte.

Er hatte ein Bankhaus damit beauftragen wollen; aber es wurde ihm gesagt, das Haus habe Arbeit genug und könne mit solchen Kleinigkeiten sich nicht befassen; um so mehr wurde seine Aufmerksamkeit von einer Annonce in Anspruch genommen, die schon seit langer Zeit wöchentlich einmal in der Zeitung erschien.

In dieser Anzeige bot sich ein erfahrener Geschäftsmann gegen geringe Provision und unter Zusicherung strengster Discretion zur Verwaltung von Capitalien, Häusern und

Landgütern an, indem er gleichzeitig sich bereit erklärte, Vorschüsse zu machen und längere Darlehen unter Anrechnung niedriger Zinsen zu geben.

Robert hatte Anfangs diese Annonce nicht beachtet, bis ihm eines Tages eine Nummer der betreffenden Zeitung in's Haus geschickt wurde, in der er die Annonce roth angestrichen fand.

In dem Glauben, daß einer seiner Freunde ihn auf diese Gelegenheit aufmerksam machen wolle, hatte er längere Zeit sich nicht entschließen können, eine Anfrage zu erlassen, und als er es endlich that, erhielt er die Antwort, daß Herr Otto Schwaneberg geneigt sei, die Mühe dieser Verwaltung zu übernehmen.

Er hatte im Hause Schröders den Namen dieses Mannes oft und zwar in einer Weise gehört, die ihn vor ihm warnen mußte; aber jetzt in seinem Groll gegen Schröder vergaß er das; er wollte selbst prüfen und urtheilen.

Schwaneberg oder, besser gesagt, das ganze „verkrüppelte Kleeblatt" wohnte jetzt in dem frühern Hause Heinau's; das Comptoir, in welches Robert trat, war ein heller und hübsch eingerichteter Raum, wenngleich auch hier die gewohnte Unsauberkeit und Unordnung sich bemerkbar machten.

Otto Schwaneberg kam ihm mit einer tiefen Verbeugung entgegen und führte ihn in ein besonderes Cabinet; er ließ ihm kaum Zeit, einen Blick auf den schielenden Bruder zu werfen.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen," nahm Robert das Wort, nachdem er sich in einen Sessel niedergelassen und die elegante Ausstattung des kleinen Zimmers mit raschem Blicke gemustert hatte, „ich meldete mich auf Ihre Annonce —"

„Herr Robert Jäger?"

„So ist mein Name."

„Hm, ich habe allerdings die Annonce erlassen und auch Ihre gefällige Anfrage in diesem Sinne beantwortet," sagte Schwaneberg zögernd; „aber ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde, die Sache zu übernehmen. Mein eigenes Geschäft hat in der jüngsten Zeit eine größere Ausdehnung gefunden, als ich es ahnen konnte; meine Kunden erkannten sofort, daß sie reell bedient wurden und vorzügliche Waare erhielten, — indessen, darüber läßt sich ja noch sprechen, und Darlehen stehen, wie ich in meiner Annonce bemerkte, jeder Zeit zur Verfügung."

Der junge Herr hatte unwillig die Brauen zusammengezogen; er ahnte nicht, daß diese versteckte Weigerung ihn nur geneigt machen sollte, Bedingungen anzunehmen, ohne sie lange zu prüfen.

„Wenn Sie das wußten, so hätten Sie mir den Weg ersparen können," erwiderte er; „in Ihrer Antwort auf meine Anfrage baten Sie mich um meinen Besuch —"

„Aber ich habe ja keineswegs abgelehnt," unterbrach Schwaneberg ihn; „im Gegentheil, ich fühle mich gewissermaaßen verpflichtet, Ihnen meine Dienste zu widmen, und ich denke, über die Bedingungen werden wir schon einig werden."

„Sie würden es also übernehmen, mein Vermögen zu verwalten? Zum größeren Theil besteht es in Hypothekforderungen, die ich nicht gerne kündigen möchte, sodann in Häusern und Ländereien, die nur geringe Zinsen abwerfen. Mein Vater hätte diese Capitalien besser anlegen können, und ich möchte hier eine Aenderung eintreten lassen."

Schwaneberg nickte zustimmend.

„Ehe ich Ihnen darüber Vorschläge machen kann, muß ich um ein vollständiges Verzeichniß der ausstehenden Capitalien sowohl wie der Liegenschaften bitten," erwiderte er, „in der Hauptsache bin ich mit Ihnen einverstanden. Län-

dereien werfen im günstigsten Falle nur drei bis vier Procent ab; es ist kein Geschäft damit zu machen. Sollte Herr Schröder, mit dem Sie ja so sehr befreundet sind, Sie darauf nicht längst aufmerksam gemacht haben?"

Robert hatte sein Portefeuille geöffnet und aus demselben ein Schriftstück genommen; die letzte Frage erinnerte ihn an die derben Vorwürfe des alten Herrn, und jäh loderte der Groll in des jungen Mannes Seele wieder auf.

„Herr Schröder hat sich in meine Angelegenheiten nicht einzumischen," sagte er unwirsch; „ich bedarf seines Rathes nicht. Hier ist das gewünschte Verzeichniß."

Schwaneberg blickte überrascht auf; er errieth augenblicklich, daß das gute Einvernehmen des Gastes mit der Familie Schröder einen Riß erhalten hatte, und wollte dies näher erforschen; in seinem Interesse lag es ja, diesen Riß unheilbar zu machen.

„Hm, der alte Herr Schröder ist kein übler Mann," versetzte er „nur hat er mitunter seltsame Ansichten."

„Leider!"

„Und über diese Ansichten läßt sich nicht mit ihm streiten; er vertheidigt sie mit hartnäckigem Eigensinn. Vielleicht haben Sie das auch erfahren. Solche Leute sollten an das Sprichwort denken, daß man nicht mit Steinen werfen darf, wenn man selbst in einem Glashause wohnt."

Schwaneberg hielt, während er das sagte, den forschenden Blick fest auf das Antlitz des jungen Mannes geheftet; er entfaltete jetzt das Papier, und ein Zug der Befriedigung glitt über seine Lippen; der Eindruck, den seine Worte sichtbar auf den jungen Mann machten, ließ ihn erkennen, daß seine Vermuthungen begründet waren. Robert aber war zu erregt, als daß er den wahren Zweck dieser Worte hätte errathen können; überdies kam ihm

Schwaneberg mit einer Offenheit entgegen, die ihm, dem Unerfahrenen, volles Vertrauen einflößte. Er fuhr also fort: „Eine dieser seltsamen Ansichten ist es, daß Jeder arbeiten soll. Werfen Sie einen Blick auf dieses Verzeichniß, und dann sagen Sie mir aufrichtig —“

„Ob Sie diese Ansicht acceptiren müssen,“ unterbrach Schwaneberg ihn, „weil Ihr Vermögensstand beneidenswerth ist? Er hat vielleicht besondere Gründe, daß er so spricht,“ fügte Schwaneberg achselzuckend hinzu, während sein Blick lauernd das Antlitz Roberts streifte; „hat Schröder Ihnen nicht seinen Rath angeboten?“

„Das that er allerdings.“

„Haben Sie keine Ahnung davon, welchen Rath er Ihnen geben wird?“

„Wie könnte ich!“

„Na, er wird Sie zu überzeugen suchen, daß Sie nichts Besseres thun könnten, als Ihre Capitalien in seinem Geschäft anzulegen; nebenbei dürfen Sie sich in seinem Comptoir oder Lagerhaus nützlich machen. Er erlangt den Vortheil, Sie haben die Arbeit, und sollte dabei Ihr Capital verloren gehen, so müssen Sie sich das gefallen lassen.“

„Glauben Sie, daß er nicht mehr fest steht?“ fragte Robert, dem diese Erklärung eine gewisse Befriedigung gewährte.

„Ich kann mir darüber keine bestimmte Meinung bilden,“ antwortete Schwaneberg ausweichend; „der Fruchthandel hat keinen soliden Boden, und die Preise schwanken täglich; das verleitet zu gewagten Speculationen, zu Lieferungsgeschäften, bei denen das Getreide in der Luft schwebt. Hat man mit Rücksicht auf die ungünstige Witterung theuer eingekauft, und zwingen die Verhältnisse später zu billigem Verkauf, so sind Tausende verloren. Ich kann nicht wissen, wie Schröder steht; aber Capitalien

möchte ich ihm nicht anvertrauen, wenn er mir auch die günstigste Bilanz vorlegte. Je größer die Fonds sind, über die ein Speculant verfügen kann, desto weiter wird er auch seine Geschäfte ausdehnen."

„Sie mögen Recht haben," nickte Robert, dem jetzt die Ermahnungen seines väterlichen Freundes in einem andern Licht erschienen; „mich aber wird der alte Herr nicht überzeugen, daß ein solcher Rath in meinem Interesse liegt. Wollen Sie mir nun sagen, in welcher Weise Sie mein Vermögen zu verwalten gedenken?"

„In Bezug auf die Immobilien muß ich Ihnen zustimmen, das darin angelegte Capital bringt zu wenig Zinsen. Ich würde rathen, die Häuser und Ländereien zu verkaufen und für den Betrag Werthpapiere anzuschaffen."

„Das lag schon längst in meinem Plane; aber ich verstehe zu wenig von diesem Geschäft —"

„Ueberlassen Sie es mir; geben Sie mir nur eine Generalvollmacht, damit ich freie Hand habe."

„Und die Hypothekforderungen?"

„Können wir vor und nach ebenfalls kündigen."

„Aber sie sind eine sichere Capitalanlage!"

„Pah, was ist sicher? Brennt ein Haus ab, das nicht gegen Feuersgefahr versichert ist, so sind Sie mit Ihrer Hypothekforderung auf die Trümmer und den Schutt angewiesen. Werthpapiere kann man in jeder Stunde verkaufen; man kann Geschäfte damit machen und sein Vermögen vergrößern. Wie gesagt, überlassen Sie das ruhig mir; Sie haben mir nur eine notarielle Vollmacht zu ertheilen, die ich, wenn Sie es wünschen heute noch ausfertigen werde. Ich kann mir wohl denken, daß Sie mit diesen Zinsen Ihres Vermögens nicht ausreichen; ein junger Herr in Ihrer Stellung hat Bedürfnisse, unschuldige Lieb-

habereien, die stets eine volle Börse verlangen, und ich will dafür sorgen, daß Ihre Börse niemals leer wird."

„Glauben Sie wirklich, das zu können?" fragte Robert erfreut. „Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich Schulden habe —"

„Ich kann mir das denken; überlassen Sie es mir, diese Schulden zu tilgen."

„Sie erzeigen mir einen Gefallen damit."

„So bitte ich um ein genaues Verzeichniß; mit Ihren Gläubigern werde ich schon fertig werden. Seien Sie unbesorgt, was ich übernehme, das übernehme ich auch ganz, und da ich mich für Sie interessire, so dürfen Sie auch mit Sicherheit auf meine erfolgreiche Hilfe rechnen. Aber ich muß Sie dringend und zwar in Ihrem eignen Interesse bitten, mit Schröder nicht darüber zu sprechen; der gute Mann ist mein Freund nicht, obgleich ich mir keiner Handlung bewußt bin, die seine Feindschaft gegen mich begründen könnte; er würde Ihnen abrathen, mit mir in Verbindung zu treten, und ich weiß nicht, welchen Einfluß er auf Sie übt."

„Durchaus keinen," erwiderte der junge Mann in entschlossenem Tone, „ich werde mit ihm über meine persönlichen Angelegenheiten überhaupt nicht mehr reden, und für seinen Rath danke ich. Wann kann ich die Vollmacht unterzeichnen?"

„Ist es Ihnen angenehm, wenn wir morgen Vormittag zum Notar gehen?"

„Je eher es abgemacht wird, desto lieber ist es mir."

„Gut, ich erwarte Sie hier um elf Uhr, die Angelegenheit wird rasch geordnet sein. Darf ich fragen, wie Ihre Casse augenblicklich bestellt ist?"

„Ziemlich schlecht," antwortete der junge Herr lachend; „eben deshalb wünsche ich, daß Ihre Verwaltung recht bald ein günstiges Resultat haben möge."

„Darauf brauchen Sie nicht zu warten," erwiderte Schwaneberg, sich erhebend; „würden fünfhundert Thaler hinreichen, Sie aus Ihrer Verlegenheit zu befreien?"

„Vollständig."

Schwaneberg öffnete einen kleinen, eisernen Schrank, der im Cabinet stand, und zählte die Summe in Banknoten auf den Tisch; Robert unterzeichnete die Quittung und entfernte sich, sehr zufrieden mit dem Resultat dieser ersten Unterhandlung. —

„Jetzt sitzt er fest an der Angel," sagte Schwaneberg spöttisch, als er dem Gast das Geleit gegeben hatte und ins Comptoir zurückgekehrt war. „Die Bereitwilligkeit, mit der ich ihm das Darlehen anbot, war ein Köder, dem er nicht widerstehen konnte; er wird die Vollmacht unterzeichnen, ohne sie lange zu prüfen."

Bruder Ferdinand schob die Feder hinter das Ohr und holte sein Etui aus der Tasche, um eine Cigarre anzuzünden. Der bedenkliche Ausdruck seines Gesichts ließ vermuthen, daß er dieses Geschäft nicht billigte.

„Du wirst dadurch nur den Haß Schröders herausfordern," bemerkte er, „dieses Unternehmen berechtigt ihn, Dich einen Wucherer zu nennen."

„Und wenn er es wirklich thut, was liegt daran? Er hat dem jungen Herrn Vorwürfe wegen seines Müßiggangs gemacht und sich dadurch mit ihm überworfen; jetzt ist es Kinderspiel für mich, die Kluft zwischen den Beiden noch weiter und tiefer zu machen, und ich werde dafür sorgen, daß keine Brücke mehr hinüberführen kann. Und meinen eigenen Vortheil werde ich dabei zu wahren wissen."

Ferdinand schwieg; denn er wußte, daß es nutzlose Mühe war, auf die Pläne und Entschlüsse seines Bruders einwirken zu wollen, und ihm selbst konnte es ja auch nur angenehm sein, wenn das Geschäftscapital oder auch das Privatvermögen sich vermehrte; war ihm doch

von jedem Gewinn ein bestimmter Antheil contractlich zugesichert.

Die Pläne, die sein Bruder jetzt entwickelte, während er gedankenvoll auf und nieder wanderte, ließen ihn freilich befürchten, daß der Erfolg den Erwartungen nicht entsprechen könne; aber weshalb sollte er darüber sich den Kopf zerbrechen! Es war Sache seines Bruders, Alles so einzufädeln, daß das Gesetz ihm nichts anhaben konnte, und wurde diese Gefahr vermieden, so hatte er gegen die Mittel selbst nichts einzuwenden, wenn sie nur zum Zweck führten.

Viertes Capitel.

Der letzte Gruß.

Es blieb im Hause Schröder's kein Geheimniß, daß Robert Jäger sich mit dem alten Herrn überworfen hatte.

Früher war er fast täglich gekommen, jetzt erschien er gar nicht mehr, und nur mit Friedrich traf er dann und wann in einer Restauration zusammen, und ihm hatte er die Gründe des Bruchs in einer Weise mitgetheilt, die den Freund empörte und dessen Wohlwollen verminderte.

Daß Bertha darunter litt, bemerkten die Eltern wohl; aber der alte Herr meinte, es habe nicht viel zu bedeuten; das Mädchen sei noch jung, man möge nur für Zerstreuung sorgen, dann werde es den Jugendfreund bald vergessen. Nichts desto weniger verlor Schröder den Sohn seines Freundes nicht aus den Augen, und so erfuhr er bald, daß derselbe mit Otto Schwaneberg in Verbindung getreten war und diesem die Verwaltung seines ganzen Vermögens übertragen hatte.

Es wurde ihm ferner hinterbracht, daß Schwaneberg das

unbewegliche Eigenthum Jägers zum Verkauf ausbot, hypothekarisch sicher gestellte Forderungen kündigte und an der Börse für namhafte Summen Actien kaufte, die man nicht als sichere Capitalanlage, sondern nur als Speculationspapiere betrachten konnte.

Er glaubte, dazu nicht schweigen zu dürfen; er hielt es sogar für seine Pflicht, den Verblendeten zu warnen, ihm über den Schurken, dem er sein Vertrauen schenkte, die Augen zu öffnen, und ihm den Abgrund zu zeigen, dem er entgegenging.

Er lud ihn schriftlich ein, ihn zu besuchen; Robert kam nicht. Der alte Herr wollte keine Zeit verlieren, und er ging selbst in die Wohnung Robert's, unbekümmert darum, daß er vielleicht unfreundlich empfangen wurde.

Es waren elegante, mit allem Comfort und Luxus ausgestattete Räume, in die der Kaufmann geführt wurde. Er mußte unwillkürlich den Kopf schütteln über diese Verschwendung und Prunksucht, die ihm, dem einfachen, arbeitsamen Manne, ein Gräuel waren.

Robert empfing ihn mit zurückhaltender Kälte; er hörte die Vorwürfe des ereiferten Herrn ruhig an und erwiderte darauf, daß Schwaneberg sein volles Vertrauen besitze, und er selbst sich keine Vorschriften machen lasse. Man habe ihm vorgeworfen, er sei ein Müßiggänger, fügte er hinzu; jetzt nun, da er seine Capitalien flüssig mache, um sie auf den Geldmarkt zu bringen, werfe man ihm vor, er wolle sein Vermögen ruiniren, darin finde er keine Logik, und er müsse nochmals bitten, ihn handeln zu lassen, wie es ihm beliebe.

Nach dieser Erklärung war das Tischtuch zwischen Schröder und dem Sohne seines Freundes zerschnitten; dennoch benutzte der alte Herr noch einmal die Gelegenheit, für die Interessen des Verblendeten in die Schranken zu treten.

Als Bevollmächtigter der Frau Heinau mußte er mit

Schwaneberg über einige Geschäftsangelegenheiten Rücksprache nehmen, und nachdem dies erledigt war, brachte er die Rede auf Robert Jäger.

Schwaneberg erklärte ihm mit dürren Worten, der junge Herr habe ihm die Verwaltung seines Vermögens übertragen; er sei dafür nur diesem allein verantwortlich und weise jede Einmischung eines Andern als unberechtigt zurück.

Ob er die Actien für einen Andern oder für sich kaufe, kümmere Niemand; im Uebrigen könne er ihm die beruhigende Versicherung geben, daß er ein vortheilhaftes Geschäft damit mache.

Schröder hatte das Seinige jetzt gethan, ihn traf keine Schuld, wenn der junge Mann seinem Ruin entgegenging. Er nahm sich vor, nicht mehr an denselben zu denken, und ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Frühling und Sommer verstrichen, der Herbst kam mit seinen Stürmen, und mit ihm auch die Zeit, in der Frau Heinau wieder heimkehren wollte in ihre städtische Wohnung. Schröder hatte lange keine Nachrichten von ihr erhalten; ihr letzter Brief bekundete nur, daß sie ruhig und geduldig geworden war, und daß sie endlich anfing, sich mit dem Gedanken an das Unabänderliche auszusöhnen.

Es lag freilich zwischen den Zeilen dieses Briefes manches Unausgesprochene, was jene Resignation Lügen strafte; aber Schröder meinte, man dürfe darauf kein Gewicht legen.

Er hatte immer beabsichtigt, die Freundin im Laufe des Sommers zu besuchen; aber er war nicht dazu gekommen, das Geschäft nahm seine Zeit zu sehr in Anspruch.

Sie kam ja nun zurück, hoffentlich trat sie jetzt in den Familienkreis des Freundes ein, und die herzliche Liebe, die sie hier fand, mußte den Heilungsproceß fördern.

Der Herbst war in diesem Jahre ungemein reich an Stürmen und Regen, und an einem solchen regnerischen und stürmischen Abend geschah es, daß dem alten Herrn, als er just im Kreise seiner Familie sein Vesperbrod verzehrte, gemeldet wurde, ein junges Mädchen sei draußen und wünsche mit ihm zu reden.

Er ging hinaus; eine schreckhafte Ahnung stieg in ihm auf, als er in dem von Frost und Nässe zitternden Mädchen Anna Heinau erkannte.

„Um Gott, Kind, woher kommst Du?“ fragte er, indem er ihre Hand erfaßte und sie trotz ihres schwachen Widerstrebens in das Wohnzimmer zog. „Was ist vorgefallen, daß Deine Mama Dich selbst zu mir schickt?“

„Und noch dazu in diesem furchtbarem Wetter?“ fügte seine Frau hinzu, die sich rasch erhoben hatte und sich jetzt bemühte, dem Kinde Hut und Mantel abzunehmen.

Aus den tiefblauen Augen Anna's traf die Beiden ein schmerzlicher Blick, der lange auf dem treuherzigen Antlitz der wohlbeleibten Frau haften blieb, als ob er bei ihr Hilfe suchen wolle.

„Meine arme, gute Mama ist todt,“ sagte sie, und die hellen Thränen flossen ihr über die Wangen; „wir haben sie gestern begraben, und heute hat der Mann, in dessen Hause wir wohnten, mich hierhergebracht, damit ich den Brief Mama's abgeben sollte.“

„Und das Alles erfahre ich erst jetzt?“ fragte Schröder erschüttert, während er den Brief in Empfang nahm. „Von Tag zu Tag erwartete ich die Rückkunft Deiner Mama, und nun muß ich hören, daß Alles zu Ende ist? Ich würde sofort gekommen sein, wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte, Du armes, armes Kind!“

Während er sprach, hatten die Seinigen schon gehandelt.

Seine Frau hatte sich in einen Sessel gesetzt und das

Mädchen auf ihren Schooß gezogen; sie legte das Haupt des schluchzenden Kindes an ihre Brust, während Bertha ihm die Schuhe auszog und die Füße mit einem Tuch umhüllte.

Friedrich brachte ihm ein Glas Wein, und die mütterlich besorgte Frau ruhte nicht, bis es getrunken hatte; zur äußeren Wärme mußte ja auch die innere sich gesellen, wenn die Erquickung vollständig sein sollte.

Der alte Herr sah schweigend zu und schüttelte den Kopf; er schien das Vorgefallene nicht fassen zu können. Endlich erbrach er, aus seinem Brüten erwachend, das Siegel des Briefes.

„Mein theurer Freund!“ las er. „Das Ende naht, ich sende Ihnen meinen letzten Gruß. Noch einmal danke ich Ihnen aus vollem Herzen für die treue, selbstlose Freundschaft, die Sie mir in schweren Tagen bewiesen haben. Sie waren der Einzige, der sich einer Unglücklichen erinnerte, die allein und von Allen verlassen unter dem Druck des Unglücks zu erliegen drohte.

„Dafür danke ich Ihnen, und mögen Sie auch tausendmal sagen, Sie hätten nur eine Pflicht erfüllt, meinen Dank dürfen Sie drum doch nicht zurückweisen.

„Sie haben mir versprochen, meinem armen Kinde ein Vater zu sein, ich sende es Ihnen mit diesen Zeilen, und ich weiß, Sie werden Ihr Versprechen erfüllen. Ich bitte Sie, erziehen Sie es, wie Sie Ihre eigenen Kinder erzogen haben, und ich zweifele nicht, daß es durch Gehorsam und Liebe Ihnen lohnen wird; sein Herz ist gut und sein Gemüth rein. Ich muß es Ihrem Ermessen überlassen, wann Sie den Zeitpunct gekommen erachten, meinem Kinde Aufschluß über das Schicksal seines Vaters zu geben; es hat heute noch keine Ahnung davon, und mein heißer Wunsch ist es, daß ihm dieser Schmerz erspart bleiben möge, ein Wunsch, der leider unerfüllbar ist.

„Alles, was ich an irdischen Gütern hinterlasse, gehört meinem Kinde; ich bitte Sie, dieses Vermögen zu verwalten, und die Zinsen desselben zur Erziehung Anna's zu benutzen.

„Alles Uebrige stelle ich Ihnen anheim; ich weiß, daß ich es keinen besseren Händen anvertrauen könnte, ich weiß auch, daß Sie und die Ihrigen mir ein ehrenvolles Andenken bewahren werden.

„Sollte Ihre Hoffnung sich erfüllen, und mein Gatte völlig begnadigt werden, so sagen Sie ihm, ich habe ihm meine Liebe bewahrt bis zu meinem Tode und niemals an seiner Schuldlosigkeit gezweifelt; sagen Sie ihm, er möge nicht verzagen und auch Denen frei ins Auge schauen, die ihn noch immer jenes Verbrechens beschuldigen. Seine ganze Liebe soll er auf unser Kind übertragen und ihm den Rest seines Lebens widmen. Sagen Sie ihm das Alles, wenn Sie ihn sehen, und ich zweifle nicht daran, daß er Ihnen die Hand reichen und Ihnen Abbitte leisten wird dafür, daß er Sie so sehr verkannt hat. Und nun leben Sie wohl, theurer Freund; möge der Himmel Sie und die Ihrigen segnen, das ist der letzte Wunsch Ihrer sterbenden Therese Heinau."

Gedankenvoll faltete der corpulente Herr den Brief wieder zusammen; er stützte das Haupt auf den Arm und blieb eine geraume Weile in Schweigen versunken.

Er mußte der Zeit gedenken, in der diese Frau, die nun unter dem Rasen ruhte, der Gegenstand seiner Träume, das Ziel seines Wünschens und Hoffens gewesen war, jener Zeit, in der diese verdorrte Blume als schwellende Knospe sich erschlossen hatte.

Ein Gefühl schmerzlicher Wehmuth durchzog seine Seele bei diesen Erinnerungen, er mußte gewaltsam sie zurückdrängen, um die Pflichten, die ihm nun oblagen, erfüllen zu können.

Er erfaßte die Hände des Kindes und schaute ihm voll Liebe und Treue in die blauen Augen; es war ein Blick, an dem das Herz seinen Antheil hatte, und dem das Herz des verwaisten Kindes sich öffnen mußte.

„Deine gute Mama wünscht, daß Du fortan unser Kind seiest," sagte er bewegt; „willst Du bei uns bleiben?"

Frau Schröder drückte das Mädchen fester an sich; es schlang seine Arme um ihren Nacken.

„Ja, ich will," erwiderte es mit zitternder Stimme, „und ich werde Ihnen dankbar und gehorsam sein."

„Und wir wollen Dich halten wie unser eigenes Kind," sagte Frau Schröder, indem sie es küßte.

Jetzt nahte auch Bertha, die sich über die Waise beugte, um sie zu umarmen und als Schwester zu begrüßen.

Bertha war wie ihr Bruder eine hübsche, gewinnende Erscheinung; in dem seelenvollen Blick ihrer dunklen Augen lag ein Zauber, dem Niemand widerstehen konnte.

Schon in der ersten Minute schlang das Band inniger Freundschaft sich um die Herzen der beiden Mädchen, das die Zeit mehr und mehr befestigen sollte.

Ein Abendbrod lehnte Anna ab, da die Aufregungen der letzten Tage und die weite Reise ihre Kräfte erschöpft hatten. Bertha brachte sie zu Bett und blieb bei ihr, bis sie eingeschlummert war.

Es wurde an diesem Abend im Familienkreise mancher Plan für die Erziehung des Kindes entworfen und besprochen; nur bedachte man dabei nicht, daß Anna in diesem Puncte ihren dreizehn Jahren weit voraus war. Man erfuhr das erst im Laufe der folgenden Tage, und man war erstaunt über die Kenntnisse, das feine Benehmen und die Selbstständigkeit des Mädchens, das die Herzen Aller im Fluge zu gewinnen wußte. Sie hatte sich auch rasch in den neuen Kreis hineingefunden.

Der Verstorbenen gedachte man oft, und es konnte seltsam erscheinen, daß die Gedanken Anna's sich jetzt mehr denn zuvor mit dem ihr unbekannten Schicksal des Vaters beschäftigten. Und doch lag dies in der Natur der Sache.

Zu Lebzeiten der Mutter hatte Anna nicht nach dem Vater fragen dürfen, weil sie wußte, daß diese Fragen der unglücklichen Frau nur Kummer bereiteten und ihren Augen schmerzliche Thränen entlockten.

Es war dem Mädchen klar geworden, daß hier ein dunkles Geheimniß obwaltete, und sie war ein zu gehorsames und zu liebevolles Kind, als daß sie nicht gerne das Opfer unbefriedigter Neugier gebracht hätte. Die Tochter erfuhr Anfangs weiter nichts, als daß ihr Vater eines Tages fortgegangen und nicht zurückgekehrt war. Später, als sie weiter nachforschte, war ihr die Erklärung geworden, er werde nicht mehr heimkehren, da er auf jener Reise verunglückt sei. Die Unwahrheit dieser Mittheilung hatte Anna bald erkannt, aber aus Rücksicht auf die leidende Mutter geschwiegen; wenn sie jetzt hoffte, Schröder werde ihr Gewißheit geben, so sollte sie sich getäuscht sehen. Der alte Herr antwortete ihr, es verhalte sich so, wie ihr von der Mutter erklärt worden sei.

Anna hatte übrigens an der Verlegenheit des corpulenten Herrn bemerkt, daß auch er ihr das Geheimniß nicht enthüllen wollte.

Oft, wenn sie an dem Hause vorbeiging, in dem sie früher mit ihren Eltern gewohnt hatte, und in dessen Räumen sie als harmloses Kind so glücklich gewesen war, stieg der Gedanke in ihr auf, daß in diesem Hause selbst der Schlüssel jenes dunklen Räthsels gesucht werden müsse, und diese Vermuthung fand für sie gewissermaaßen darin eine Bestätigung, daß der frühere Buchhalter ihres Vaters jetzt dieses Haus bewohnte.

Sie erinnerte sich der Bestürzung der Mutter, als Anna

nach dem Verschwinden des Vaters einst diesen Buchhalter in der mütterlichen Wohnung angetroffen hatte; sie entsann sich ferner, daß damals die Mutter ihr sagte, Schwaneberg sei ein böser Mensch und der Urheber ihres Unglücks. Es zog sie daher mit unwiderstehlicher Gewalt immer und immer wieder zu jenem Hause hin, und sie meinte, sie müsse jenem Manne Auge in Auge gegenübertreten und ihn fragen, was er von dem dunklen Geheimniß wisse.

Sie besaß aber nicht den Muth dazu, und was sie im Schröder'schen Hause über Schwaneberg hörte, konnte sie auch nicht ermuthigen, den gewagten Schritt zu unternehmen. —

Schröder hatte sich vorgenommen, sich um den Sohn seines Freundes nicht mehr kümmern zu wollen; dennoch erfuhr er Manches, was ihn schmerzlich berühren und seinen Groll gegen Schwaneberg steigern mußte. Die Häuser und Ländereien Robert's waren nach und nach in andere Hände übergegangen, die Hypotheken eingezogen worden, und Schwaneberg kaufte und verkaufte an der Börse Industriepapiere, die jeder solide Geschäftsmann als höchst unsolide bezeichnete. Robert selbst führte das Leben eines Verschwenders, er hielt im eigenen Hause offene Tafel und bewirthete seine Freunde mit Champagner, und ob auch viele dieser sogenannten Freunde hochtönende Namen und Titel führten, Schröder wußte doch, was er von ihnen zu halten hatte.

Schwaneberg zeigte sich immer bereit, Darlehen zu geben; er verschonte den Verschwender mit Warnungen und unliebsamen Ermahnungen; er forderte nur eine Quittung, und die verlangte Summe wurde sofort in Gold oder Banknoten gezahlt. Reichte hin und wieder die Baarschaft Roberts nicht aus, einen Freund auf dessen Bitte aus einer Verlegenheit zu helfen, so zog der junge Mann einen Wechsel auf seinen Verwalter, und da geschriebenes Geld ganz an-

ders aussieht wie klingendes, so kam es dabei auch auf einige hundert Thaler mehr oder weniger nicht an.

Schwaneberg löste diese Wechsel am Verfalltage prompt ein, und Robert vergaß das sehr bald wieder, da sein Verwalter ihn weder mit großen noch mit kleinen Rechnungsaufstellungen belästigte. Dies Alles erfuhr Schröder, nur Eins nicht, und doch wäre dies für ihn die Hauptsache gewesen.

Wie weit sich nämlich Robert auch verirrte, nichts konnte dennoch in ihm die Liebe für Bertha erschüttern, die Liebe, die schon im Kindesherzen fest und tief Wurzel gefaßt hatte. In der ersten Zeit nach dem Bruche mit Schröder war freilich jeder Verkehr abgebrochen, und von keiner Seite wurde eine Annäherung versucht. Ein zufälliges Begegnen riß aber die alten Erinnerungen gewaltsam wieder wach, und einige Tage später war Bertha im Besitz eines Briefchens, dessen Inhalt ihr bewies, wie treu sie geliebt wurde.

Lange schwankte sie, ob sie ihren Eltern Mittheilung davon machen sollte, und das Ende dieses Schwankens war, daß sie heimlich den Brief beantwortete.

Das Eis war gebrochen, zärtliche Briefe wanderten herüber und hinüber, und wenn auch nur selten ein persönliches Begegnen flüchtig, sei es auf der Straße oder im Concertsaale, stattfand, so genügte das doch, das Herzensbündniß immer enger und fester zu gestalten.

Wie gesagt, davon erfuhr der alte Herr nichts; er war zufrieden, daß er sein Kind wieder heiter sah, er hatte ja vorausgesagt, daß Bertha den Jugendfreund vergessen werde, sobald sie einsähe, daß er ihrer Liebe nicht mehr würdig sei.

Zu dieser Einsicht aber gelangte Bertha nicht. Wenn sie auch dem Geliebten Vorwürfe machte wegen seiner Verschwendung, so wußte er sie doch immer wieder zu beruhigen, und wie gerne glaubte sie ihm, wenn er versicherte, ihr

Vater hege Vorurtheile gegen ihn, deren Grundlosigkeit im Laufe der Zeit Jedermann einsehen werde.

Anna war die Erste, die das Geheimniß der Freundin errieth; denn das süße Geheimniß, das ihr eigenes Herz barg, schärfte ihren Blick. —

In der ersten Zeit hatte Friedrich die neue Hausgenossin als ein harmloses Kind betrachtet; er hatte sie geneckt und mit ihr gescherzt, wie man es mit einem Kinde zu thun pflegt; aber im Laufe der Jahre, als das Kind zur Jungfrau heranreifte, gestalteten die Beziehungen zwischen den Beiden sich ernster und inniger, und jetzt färbten oft die Wangen des Mädchens sich dunkler, wenn Friedrich es anredete, und eben so oft ruhte sein Blick in träumerischem Sinnen auf der schönen, immer herrlicher sich entfaltenden Menschenknospe. —

Fünf Jahre waren verstrichen, fünf lange Jahre, und hatte sich auch äußerlich in diesem Zeitraume wenig oder nichts geändert, so waren dennoch Veränderungen vorgegangen, die sich einstweilen noch dem Blicke entzogen.

Schwaneberg war nicht mehr so höflich und zuvorkommend dem Manne gegenüber, der ihm sein Vermögen anvertraut hatte; das eigene Geschäft blühte, und es unterlag keinem Zweifel, daß er viel verdiente.

Robert hatte alte Freunde verloren und neue gefunden; aber unter dem ganzen Troß war kein ehrlicher Charakter, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es mehr und mehr mit ihm bergab ging. Er lebte immer noch in den Tag hinein. Eine Abrechnung seitens seines Verwalters empfing und verlangte er nicht. Nur die Briefe Bertha's machten ihm jetzt einige Sorgen; sie bat ihn immer dringender, offen mit ihren Eltern zu reden, da er doch selbst einsehen müsse, daß dieses heimliche Verhältniß nicht länger fortbestehen könne. Wenn er diese Briefe las, beschlich ihn doch ein Gefühl der Reue darüber, daß er den Ermahnungen seines

mich streng an diesen Auftrag gehalten, und der Erfolg entsprach nicht immer meinen Erwartungen."

„Das heißt mit andern Worten, ich habe Verluste gehabt."

„So ist es, und zwar namhafte Verluste."

„Sie hätten mich darauf aufmerksam machen müssen."

„Was würde es genutzt haben? Im Laufe der Zeit konnten die Verluste wieder gedeckt werden, und Manches ist auch durch glückliche Unternehmungen ausgeglichen. Die Abrechnung wird das Alles ergeben; nur müssen Sie mir Zeit lassen; die Anfertigung des Rechnungsauszuges wird mehrere Tage in Anspruch nehmen."

„Ich muß ihn in dieser Woche noch haben."

„Wie ist's, Ferdinand?" wandte Schwaneberg sich zu seinem Bruder, „kann der Auszug bis Ende der Woche fertig sein?"

„Schwerlich," lautete die lakonische Antwort.

„Sie hören es, unsere Zeit ist so sehr in Anspruch genommen, und, wie gesagt, es wird eine lange Zahlenreihe werden."

„Ich bin bereit, eine Gratification dafür zu zahlen," sagte der junge Mann, die Stirne in Falten ziehend; „werden fünfzig Thaler genügen?"

„Sie sollen ihn bis Ende der Woche haben," nickte Ferdinand, emsig weiterblätternd.

„Und wie viel wird mir noch bleiben?" fragte Robert, tief aufathmend, während sein Blick voll ängstlicher Erwartung auf dem tückischen Gesicht Schwaneberg's ruhte. „Glauben Sie in der That, daß mein Vermögen sehr zusammengeschmolzen ist?"

„Du lieber Gott, was ist da zu glauben und zu vermuthen!" entgegnete Schwaneberg. „Rechnen Sie selbst, was Sie verbraucht, und welche Zinsen Sie früher eingenommen haben, so werden Sie eine Antwort auf Ihre Frage

ohne große Mühe finden. Wären Sie damals einem Wucherer in die Hände gefallen, so würden Sie längst ruinirt sein; mir verdanken Sie es, wenn Ihnen noch ein Rest bleibt, mit dem Sie vielleicht ein kleines Geschäft etabliren können."

Das Antlitz Robert's war todesbleich geworden; der Ton, in welchem Schwaneberg ihm diese Mittheilung gemacht hatte, ließ ihn an der Wahrheit derselben nicht zweifeln.

„Das Alles hätten Sie mir früher sagen müssen," versetzte er, während er mit dem weißen, nach Parfüm duftenden Taschentuch über seine feuchte Stirne strich.

„War ich verpflichtet, Sie zu warnen?"

„Sie hatten mit der Verwaltung auch diese Verpflichtung übernommen."

„Das behaupten Sie jetzt; was aber würden Sie mir geantwortet haben, wenn ich wirklich Sie gewarnt hätte? Ich lasse mir nicht gerne sagen, daß ich mich in Dinge mische, die mich nichts angingen, und diese Antwort hätte ich sicher von Ihnen erhalten."

„Sie mußten es darauf ankommen lassen —"

„Verzeihen Sie, gerade in der jüngsten Zeit habe ich mehrfach Ihnen gegenüber Besorgnisse geäußert und auf die Börsenverluste hingedeutet; ich erinnere mich dessen um so genauer, weil es mich befremdete, daß Sie nicht daran dachten, näher nachzuforschen und über den Zweck meiner Aeußerungen sich Gewißheit zu verschaffen. Warten Sie ab, bis der Rechnungsauszug vor Ihnen liegt, dann wissen wir das Resultat; augenblicklich ist es mir nicht möglich, Ihnen eine völlig sichere Auskunft darüber zu ertheilen."

Damit mußte Robert sich begnügen. Als er sich entfernte, war das Herz ihm noch schwerer geworden; es unterlag für ihn jetzt keinem Zweifel mehr, daß er ruinirt war.

Otto Schwaneberg aber blickte mit höhnischem Lächeln auf die Thür, hinter der sein Opfer verschwunden war.

„Der wird sich wundern!“ spottete er. „Uebrigens war es Zeit, an die Abrechnung zu denken; einige tausend Thaler muß er aus dem Schiffbruch noch retten, er würde mich sonst sofort als Bettler belästigen.“

„Und die Abrechnung selbst wird uns auch noch böse Stunden machen,“ erwiderte Ferdinand.

„Ah, bah, ich kann jeden Posten in Ausgabe und Einnahme durch Documente beweisen.“

„Na, na, es könnte doch manches Document darunter sein, von dem der junge Herr behaupten wird, er habe es nicht ausgefertigt.“

„Wie wird der heute noch wissen, was er Alles ausgefertigt hat!“ höhnte Otto. „Viele Wechsel mögen im Rausch unterzeichnet worden sein, was kümmert's mich; ich habe nur auf die Unterschrift gesehen.“

„Und wenn nun Schröder die Regulirung für ihn übernähme?“

„Schröder? Der hat genug mit sich selbst zu schaffen, und ich werde ihm heute noch mehr zu schaffen machen.“

„Du willst wirklich den Schritt thun?“ fragte Ferdinand in bedenklichem Tone.

„Gewiß, der richtige Zeitpunct, auf den ich lange gewartet habe, ist jetzt gekommen. Robert Jäger hat sich in jener Familie unmöglich gemacht, und Schröder befindet sich in Verlegenheiten, die zu seinem Sturz führen können. Nicht umsonst habe ich die großen Accepte Schröders gekauft; sein Schicksal ruht in meinen Händen, und ich denke, er wird sich besinnen, ehe er mir einen Korb giebt.“

„Und ich fürchte, daß er es dennoch thun wird.“

„Wir wollen das abwarten,“ sagte Otto achselzuckend, während er mit der Hand einige Stellen auf seinem neuen

Seidenhut glättete. „Schröder weiß als kluger Mann, was er thut.“

Er nickte seinem Bruder zu, warf noch einmal einen prüfenden Blick in den Spiegel und verließ dann das Haus, um einen Entschluß auszuführen, den er schon vor Jahren gefaßt hatte.

War es Thorheit, daß er mit hartnäckigem Eigensinn an diesem Entschluß festhielt trotz aller Warnungen seines Bruders und trotz der eignen begründeten Besorgniß, so ließ diese Thorheit sich doch damit entschuldigen, daß ihr ein bestimmter Zweck zu Grunde lag.

Hugo Schröder sollte ihn, dem er stets mit Geringschätzung, ja mit Verachtung begegnet war, in den Kreis seiner Familie aufnehmen, — eine größere Demüthigung konnte Schwaneberg ihm nicht bereiten.

Nur Eins übersah er dabei, er beurtheilte die Menschen nach seinem eigenen Maaßstab, die Möglichkeit, daß ein Ehrenmann den Schiffbruch seines Vermögens einer solchen Demüthigung vorziehen werde, kam nicht in den Kreis seiner Berechnungen.

Schröder blickte den Eintretenden überrascht an; er hatte keine Ahnung von dem Zwecke dieses Besuchs.

„Ich bitte um eine geheime Unterredung,“ sagte Schwaneberg mit einem bezeichnenden Blicke auf Friedrich, der seinen Gruß eben so kühl erwidert hatte wie der Vater.

Der junge Mann legte die Feder hin und entfernte sich.

„Wir sind allein,“ versetzte Schröder lakonisch, während er den Gast durch einen Wink einlud, Platz zu nehmen.

Schwaneberg zog es vor, stehen zu bleiben; er stützte sich auf die Lehne eines Stuhls und strich mit der Hand langsam über seinen Vollbart.

„Sie werden wissen, daß ich nicht mehr der unbemittelte Commis bin, der ich noch vor einigen Jahren war,“ begann er; „ich besitze ein blühendes Geschäft und ein keineswegs

unbedeutendes Vermögen. Wenn man es so weit durch rastlose Arbeit gebracht hat, dann denkt man wohl daran, den häuslichen Herd zu gründen. Das war mein Wunsch seit langer Zeit; aber ich durfte und wollte erst dann an die Erfüllung desselben denken, wenn ich mich in der Lage befand, meiner künftigen Gattin eine gesicherte Existenz zu bieten."

„Ich möchte Sie bitten, mich mit diesen Privatangelegenheiten zu verschonen," antwortete Schröder ungeduldig, „sie interessiren mich nicht, und ich bin auch nicht geneigt, Ihnen darin zu rathen."

„Verzeihen Sie, diese Privatangelegenheit betrifft nicht mich allein, sondern uns Beide," fuhr Schwaneberg fort; „die Einleitung war nöthig, damit Sie von der Aufrichtigkeit meiner Absichten überzeugt werden. Ihre Fräulein Tochter —"

„Genug!" fuhr der alte Herr zornig auf. „Jetzt weiß ich, wo hinaus Sie wollen; jedes weitere Wort ist überflüssig. Ich weiß nicht, worüber ich mehr erstaunen soll, über die Unverschämtheit, mit der Sie es wagen, um die Hand meiner Tochter zu werben, oder über die Keckheit, mit der Sie eine Antwort herausfordern, die Ihnen nur unangenehm sein kann."

„Mit dieser Antwort bitte ich noch einige Minuten zu warten," bemerkte Schwaneberg, boshaft lächelnd, „vielleicht lautet sie doch anders, wenn Sie Alles gehört haben. Ich bin kein Freund von schönen Redensarten, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich von meiner Liebe mit Ihnen reden werde; im Gegentheil, mit Ihnen ordne ich die Sache geschäftsmäßig, wie es unter Männern Brauch ist. Ich sagte Ihnen schon, daß ich ein reicher Mann sei —"

„Wodurch sind Sie es geworden?" rief Schröder, der seiner Erregung kaum noch gebieten konnte.

„Durch meine Arbeit!"

„Pah, Niemand weiß, woher Sie die Mittel nahmen, die Heinau'sche Destillerie zu kaufen!"

„Ich habe diese Mittel in der Lotterie gewonnen," erwiderte Schwaneberg, trotzig das Haupt erhebend, „durch meine Bücher kann ich Ihnen das beweisen. Ich kann Ihnen ferner durch meine letzte Bilanz den Beweis liefern, daß ich gegenwärtig über bedeutende Mittel gebiete."

„Wohl möglich," spottete Schröder, „das Vermögen Jägers hat diese Mittel vermehren müssen."

„Bitte, — das sind Vermuthungen, die jeder Begründung entbehren. Robert Jäger hat sein Vermögen vergeudet —"

„Und Sie haben für ihn an der Börse dunkle Geschäft gemacht —"

„Ich werde darüber Rechnung ablegen, und es steht Ihnen frei, diese Rechnung zu prüfen. Der junge Mann beauftragte mich, durch Speculationsgeschäfte ihm eine größere Einnahme zu schaffen. Wer speculirt, muß sich auf Verluste gefaßt machen, ich habe redlich das Meinige gethan."

„Es ist Sache Jäger's, darüber mit Ihnen sich auseinanderzusetzen," sagte der corpulente Herr, „ich für meine Person weiß, was ich davon zu halten habe. Beendigen wir diese Unterredung, mein Herr, zu dem von Ihnen gewünschten Ziele kann sie niemals führen."

„Ich bin noch nicht zu Ende, bevor ich Sie nicht auf die Vortheile aufmerksam gemacht habe, die Ihnen aus dieser Verbindung erwachsen. Der Bankerott des Hauses Kramer und Forbach hat Sie in eine unangenehme Lage gebracht; andere Verluste sind hinzugetreten, und die Zeit ist augenblicklich zum Verkauf Ihrer Vorräthe zu ungünstig."

Dem alten Herrn war das Blut heiß in die Stirne gestiegen; zornig flammte es in seinen Augen auf.

„Was kümmert Sie mein Geschäft?“ rief er aufbrausend. „Glauben Sie vielleicht, durch Drohungen einen Druck auf mich üben zu können? Wundern sollte es mich freilich nicht, wenn Sie zu diesem Mittel Ihre Zuflucht nähmen.“

„Drohungen?“ erwiderte Schwaneberg achselzuckend. „Weshalb sollte ich einem Manne drohen, der beim nächsten Schritt in einen Abgrund hinunterstürzen muß? Sie werden sich erinnern, daß in der nächsten Zeit mehrere Wechsel fällig werden, die Ihr Accept tragen, diese Wechsel sind in meinem Portefeuille, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Zahlung der großen Summe Ihnen schwer fallen wird. Sie müssen nun überlegen, auf welchen Fuß Sie sich mit mir stellen wollen; werden zu den früheren Beleidigungen neue hinzufügt, so dürfen Sie freundschaftliche Rücksichten von mir nicht mehr erwarten.“

Schröder hatte sich erhoben, flammende Röthe übergoß sein Antlitz, mit Fieberhast riß er an dem Glockenzuge.

„Ich habe jetzt nur noch eine Antwort für Sie!“ sagte er mit zitternder Stimme; „ich hoffe, daß Sie dieselbe Ihrem Gedächtniß einprägen werden.“

Schwaneberg war bestürzt zurückgewichen, in den Zügen und der Haltung des corpulenten Herrn lag so viel Drohendes, daß er sich auf das Schlimmste gefaßt machen mußte. Er hatte noch keine Zeit gefunden, ein Wort zu erwidern, als der Hausknecht eintrat.

„Begleiten Sie den Herrn hinaus,“ wandte Schröder sich zu dem Letzteren, „sollte er hier sich noch einmal erblicken lassen, so bin ich für ihn nicht zu sprechen.“

Otto Schwaneberg hatte die verlorene Fassung wiedergefunden; hoch aufgerichtet stand er dem alten Herrn gegen-

über, unversöhnlicher Haß, Tücke und Bosheit leuchteten aus seinen fieberglühenden Augen.

„Es konnte Ihnen freilich nicht angenehm sein, daß ich Sie auf den bevorstehenden Bankerott aufmerksam machte,“ sagte er mit gehobener Stimme; „aber Ihre Wuth darüber wird an der Thatsache selbst nichts ändern. Tragen Sie nun Sorge, daß die Wechsel prompt eingelöst werden, nach Ihrem Verfahren dürfen Sie auf Schonung meinerseits nicht rechnen.“

Von dem Knecht begleitet, eilte er hinaus, die Wuth, die in ihm tobte, ließ sich kaum noch bezähmen. Hatte er auch eine anfänglich ablehnende oder unbestimmte Antwort erwartet, — auf diese schroffe, Haß und Feindschaft herausfordernde Antwort war er nicht vorbereitet gewesen. Den unversöhnlichsten Haß im Herzen ging er nach Hause. Er verschwieg dem Bruder nichts, mochte auch Ferdinand triumphiren, mit seinen Warnungen Recht behalten zu haben; der Bruder sollte Alles erfahren, damit er die Tiefe des Hasses begriff und an der Befriedigung desselben mitwirken konnte.

Schwaneberg war in die geschäftlichen und finanziellen Verhältnisse seines Gegners gründlich eingeweiht; einige Worte, scheinbar absichtlos an der Börse hingeworfen, konnten Gerüchte erzeugen, die den Credit Schröders erschüttern mußten.

Diese Gerüchte konnte man durch den Hinweis auf Thatsachen wirksam unterstützen, und hatten sie erst das Vertrauen, dessen Schröder jetzt noch genoß, untergraben, so war der Bankerott unvermeidlich. Ein schlimmer Bankerott konnte es freilich nicht werden; denn die Getreidevorräthe deckten zum größten Theil die Forderungen der Gläubiger; aber es war doch ein Sturz, und die kaufmännische Ehre ging dabei verloren. Der Plan, wie das Alles eingeleitet

väterlichen Freundes kein Gehör gegeben hatte; er schämte sich jetzt, vor diesen Mann hinzutreten, und von ihm die Hand Bertha's zu fordern.

Zum ersten Male stieg jetzt in seinem Innern die Besorgniß auf, daß Schwaneberg ihn betrüge. Der wachsende Wohlstand und das hochmüthige Auftreten dieses Mannes, der früher so demüthig und geschmeidig gewesen war, die immer mehr zunehmende Schwierigkeit, neue Vorschüsse von ihm zu erhalten, seltsame Aeußerungen, die sich auf Verluste an der Börse bezogen und in der letzten Zeit immer häufiger wurden, alles Das machte ihn nachdenklich und erinnerte ihn mehr und mehr an die Warnungen, die Schröder seiner Zeit so unverhohlen ausgesprochen hatte.

Aber ob er sich auch vornahm, mit Schwaneberg ein ernstes Wort zu reden und Abrechnung zu verlangen, er kam nicht dazu, dieses Vorhaben auszuführen. Der heutige Entschluß war morgen wieder vergessen, und die Mahnungen Bertha's wurden ihm endlich unbequem. Er hatte allerdings den Versuch gemacht, sich dem Bruder der Geliebten wieder zu nähern; aber Friedrich war bei der ersten Begegnung so kalt und zurückhaltend gewesen, daß er nicht wagte, diesen fehlgeschlagenen Versuch zu wiederholen.

So ließ er die Dinge ihren Gang gehen, und wenn je in einer stillen Stunde die Reue noch einmal in ihm erwachte, so tröstete er sich mit der Hoffnung, daß irgend ein Zufall alle Hindernisse plötzlich beseitigen und ihn mit dem Vater Bertha's wieder aussöhnen werde.

Nicht so dachte Bertha. Trug sie auch äußerlich eine ungetrübte Heiterkeit zur Schau, im Herzen konnte sie nicht mehr froh werden; die Last schwerer Sorge ruhte zu drückend auf ihr.

Anna war in das Geheimniß eingeweiht und Zeugin

der Thränen, die Bertha weinte, wenn sie mit der Freundin sich allein sah.

Auch ihr war es klar, daß dieses Geheimniß nicht länger verschwiegen bleiben durfte, und daß dieses aufreibende Hangen und Bangen ein Ende nehmen mußte. Sie las die Briefe Robert's; sie erkannte rascher als ihre Freundin den unentschlossenen Charakter des jungen Mannes, der zu einem Entschluß gezwungen werden mußte, wenn er sich aus seiner Unthätigkeit aufraffen sollte. Die Sachlage richtiger erkennend und energischer als Bertha, beschloß das Mädchen, einen Schritt zu thun, der zur entgiltigen Entscheidung führen mußte. Ueber die Verhältnisse Robert's und seine früheren Beziehungen zur Familie Schröder genau unterrichtet, glaubte sie, diesen Schritt ohne Bedenken wagen zu dürfen; der Briefwechsel zwischen den Liebenden, in dem jetzt schon ein gereizter Ton sich bemerkbar machte, konnte nach ihrer Ansicht niemals zu einem guten Ende führen.

Es war an einem Sonntag Vormittag, als Anna in die Wohnung Robert's trat, der eben im Begriff stand, seine gewohnte Morgenpromenade zu machen.

Der junge Mann kannte das Mädchen; er hatte sie oft an der Seite Bertha's gesehen und auch aus den Briefen der Letzteren erfahren, daß sie die Tochter Heinau's und nach dem Tode ihrer Mutter von der Familie Schröder aufgenommen worden war.

Er bot ihr einen Sessel an und fragte, was ihm die Ehre ihres Besuchs verschaffte, und als er bei dieser Frage ihr in die Augen schaute, die mit ernstem, fast zürnenden Blick auf ihm ruhten, da stieg auch in demselben Moment die Ahnung in ihm auf, daß diese Stunde über seine Zukunft entscheiden müsse.

„Weshalb ich gekommen bin, werden Sie sicher schon errathen haben," sagte sie nicht unfreundlich, aber mit fester Stimme; „ich schicke nur voraus, daß Bertha von diesem

Schritt nichts weiß, und daß es ganz allein von Ihnen abhängt, ob sie Kenntniß von ihm erhalten soll."

„Das klingt ja sehr feierlich," versuchte er zu scherzen; aber der Blick, der aus den blauen Augen ihn traf, gebot ihm Schweigen.

„Hören Sie mich an," fuhr sie fort, „die Sache ist in ihren Folgen zu ernst, als daß man mit einem Scherz darüber hinweggehen dürfte. Die Vorwürfe, die Bertha Ihnen macht, sind begründet, und dennoch geschieht von Ihrer Seite nichts, um diesen Vorwürfen ein Ziel zu setzen und das verpfändete Ehrenwort einzulösen. Damit, daß Sie sich unter nichtigen Vorwänden zu entschuldigen suchen und die Entscheidung immer weiter hinausschieben, bessern Sie nichts; im Gegentheil Sie wecken dadurch nur Zweifel an der Ehrenhaftigkeit Ihrer Gesinnungen."

„Das waren harte Worte, mein Fräulein," erwiderte Robert, dem das Blut in die Wangen schoß; „Sie müßten auf der andern Seite doch auch berücksichtigen, daß Bertha von mir Unmögliches verlangt."

„Was nennen Sie unmöglich?" fragte Anna ruhig.

„Bertha verlangt, ich solle unverzüglich ihren Eltern gegenüber mich erklären."

„Hätten Sie das nicht längst thun müssen? Vor fünf Jahren schon haben Sie mit Bertha heimlich sich verlobt —"

„Ich weiß das Alles, mein Fräulein; aber Sie werden auch wissen, daß Herr Schröder mir nicht gewogen ist —"

„Und ist das nicht Ihre Schuld?" fuhr Anna in lebhafterem Tone fort. „Er schenkte Ihnen, dem Sohne seines Freundes, sein ganzes Wohlwollen; er warnte Sie vor einem Manne, dem Sie Ihr Vermögen anvertrauen wollten; er bot Ihnen seinen Rath an; Sie aber lehnten das Alles in

schroffer Weise ab und brachen mit einer Familie, die Ihnen stets nur herzliche Freundschaft bewiesen hat."

„Ich gebe ja zu, daß dies Alles Wahrheit ist," sagte er, vor ihrem vorwurfsvollen Blick die Wimpern senkend; „aber die Dinge liegen nun einmal so; ich darf nicht wagen, um die Hand Bertha's zu werben; die Antwort, die ich erhalten würde, weiß ich voraus."

„Und was soll nun daraus werden?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht, — Bertha muß sich gedulden —"

„Sie können das nicht mehr verlangen, Herr Jäger; ich sehe nur zwei Wege, die vor Ihnen liegen, und von denen Sie als Ehrenmann einen wählen müssen. Entweder Sie rücken offen mit der Sprache heraus, oder Sie lösen das Band, welches meine Freundin an Sie fesselt. Ich muß es Ihrem Gewissen anheimstellen, welche Wahl Sie treffen wollen."

„Niemals werde ich dieses Band lösen!" rief Robert in leidenschaftlicher Erregung. „Das kann auch der Wille Bertha's nicht sein!"

„Nein, ihr Wille ist es nicht, und ich glaube, daß sie unglücklich würde, wenn der schöne Traum dieses Ende nähme; aber so wie es ist, kann es doch auch nicht bleiben, und von Ihrer Unentschlossenheit und Verzagtheit darf man nicht erwarten, daß Sie einen entscheidenden Schritt thun werden. Könnten Sie sich dazu ermannen, so würden Sie es längst gethan haben; an Bitten und Mahnungen hat es wahrlich nicht gefehlt. Besser dann eine Gewißheit, die alle Hoffnungen vernichtet, als noch länger in aufreibender Ungewißheit zu schweben und dabei täglich fürchten zu müssen, die Eltern —"

„Halten Sie ein," unterbrach der junge Mann sie, „diese Vorwürfe peinigen mich um so mehr, als ich sie nicht zurückweisen kann! Was soll ich thun, sagen Sie

es mir; ich glaube schon jetzt, Sie werden das Rechte treffen!"

„Werben Sie frei und offen um die Hand Bertha's!"

„Darf ich auf einen freundlichen Empfang hoffen?"

„Ich glaube es nicht; im ersten Augenblick wird Herr Schröder, des Vorgefallenen eingedenk, Ihnen bittre Worte sagen. Lassen Sie das über sich ergehen; Sie kennen ja sein gutes, wohlwollendes Herz, und das Glück seines eigenen Kindes fällt hier auch in die Waagschaale."

Robert wiegte sinnend mit bedenklicher Miene das Haupt.

„Es ist da noch ein Punct zu berücksichtigen, über den wir nicht so leicht hinwegkommen," erwiderte er; „dieser Punct betrifft die Verwaltung meines Vermögens, mit der er nicht einverstanden war."

„Und ich glaube, er hatte Recht, als er Sie warnte; er that es ja in Ihrem eigenen Interesse."

„Sein persönlicher Haß gegen Schwaneberg —"

„Auch er mag berechtigt sein. Brechen Sie mit diesem Mann; weshalb auch müssen Sie die Verwaltung Ihres Vermögens Andern übertragen? Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich so offen mit Ihnen rede," fuhr sie fort, und der Ton, den sie jetzt anschlug, klang herzlicher, „mir liegt das Glück Bertha's mehr wie mein eigenes am Herzen, und wenn Sie nicht einen Entschluß fassen —"

„Ich will es," fiel er ihr in die Rede, „ich will Alles thun, was Sie wünschen."

„Vor allen Dingen müssen Sie mit Schwaneberg brechen."

„Es soll geschehen."

„Ist dies gethan, dann treten Sie ohne Furcht vor den Vater Bertha's, und lassen Sie nicht nach, bis er Ihnen das Jawort giebt. Wir alle, Bertha, ihre Mutter und ich, werden auf Ihrer Seite stehen, und ich glaube,

daß auch Friedrich Ihnen mit offenen Armen entgegenkommen wird.“

„Vielleicht wäre es besser, wenn ich zuvor mit ihm spräche —“

„Wozu? Sein Mißtrauen und sein Groll werden erst dann schwinden, wenn Sie offen mit seinen Eltern geredet haben.“

„Was geschehen muß, das soll nun auch rasch geschehen.“

„Morgen?“ fragte sie, ihn fest anblickend.

„Ja, schon morgen!“

„Herr Schwaneberg wird Schwierigkeiten machen und Sie hinzuhalten suchen, haben Sie die Energie —“

„Ich werde sie haben, indem ich mich Ihrer erinnere.“

„So darf ich hoffen, daß Sie noch im Laufe dieser Woche kommen werden?“

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte der junge Mann, ihr die Hand bietend; „aber ich wünsche, daß Bertha von dieser unsrer Unterredung keine Kenntniß erhält; Sie werden begreifen, daß es beschämend für mich wäre.“

Sie legte ihre Hand in die seinige; ein trotziger Zug umspielte flüchtig ihre rothen Lippen.

„Ich werde schweigen, wenn Sie Wort halten,“ erwiderte sie. „Leid sollte es mir thun, müßte ich die Achtung vor Ihnen verlieren. Hinge nicht Bertha mit ganzer Seele an Ihnen, so hätte ich längst zum Bruch gedrängt; nun habe ich das Einzige gethan, was noch gethan werden konnte; ich habe versucht, Sie aus Ihrer Unentschlossenheit aufzurütteln, jetzt ist es an Ihnen, zu beweisen, daß Sie es mit Ihrem Versprechen ehrlich meinen. Auf Wiedersehen, Herr Jäger, halten Sie Wort, und ich glaube, Ihnen die Versicherung geben zu dürfen, daß alle Hoffnungen sich erfüllen werden.“

Der junge Mann stand, nachdem das Mädchen ihn verlassen hatte, noch lange in Nachdenken versunken.

Die Würfel waren gefallen, zurück konnte er nicht mehr, er mußte vorwärts, und jetzt bangte ihm vor den Dingen, die seiner harrten. Die Erinnerung an die enormen Summen, die er im Laufe der letzten Jahre gedankenlos vergeudet hatte, fiel ihm schwer auf die Seele; vielleicht war er jetzt schon, was Bertha's Vater ihm damals prophezeit hatte, ein Bettler!

Fünftes Capitel.

Zu hoch hinaus.

Diesmal hielt Robert Wort; er konnte nicht anders, so gerne er auch in der letzten Stunde noch die Ausführung seines Entschlusses hinausgeschoben hätte. Mit schwerem Herzen trat er in das Haus Schwaneberg's, der in gewählter Toilette ihn empfing und bei seinem Anblick die buschigen Brauen unwillig zusammenzog.

In's Cabinet führte Schwaneberg ihn heute nicht; denn was er jetzt noch mit dem jungen Herrn zu verhandeln hatte, das konnte auch sein Bruder hören, der mit der brennenden Cigarre zwischen den Lippen vor den Geschäftsbüchern stand und nur diesen seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen schien.

„Wenn Sie Geld wünschen, so bedaure ich, augenblicklich diesen Wunsch nicht erfüllen zu können," sagte er, „meine eigne Casse ist sehr in Anspruch genommen, und die Ihrige enthält gegenwärtig nichts."

„Nicht deshalb komme ich," erwiderte Robert, empört über das unzarte Benehmen, „ich wollte Sie nur ersuchen, endlich mit mir abzurechnen."

Die stechenden Augen Schwaneberg's ruhten forschend

auf ihm, dann wechselten sie mit dem schielenden Bruder verstohlen einen bedeutungsvollen Blick.

„Abrechnung?" fragte er. „Hat vielleicht Mißtrauen gegen mich Ihnen diesen Wunsch dictirt?"

„Ich glaube, es wäre längst an der Zeit gewesen, diesen Wunsch zu äußern," versetzte Robert, in dessen Augen es zornig aufblitzte. „Sie hätten aus eignem Antrieb am Schlusse eines jeden Jahres mir Abrechnung geben müssen."

„Es wäre geschehen, wenn Sie es verlangt hätten," erwiderte Schwaneberg achselzuckend, „um so mehr muß es mich befremden, daß Sie diese Abrechnung jetzt so plötzlich verlangen. Ich möchte daraus entnehmen, daß irgend Jemand mich bei Ihnen verdächtigt hat, und doch müssen Sie selbst wissen, wie wenig begründet solche Verdächtigung wäre."

„Davon ist keine Rede, ich will nur wissen, wie ich stehe, — über welche Mittel ich verfüge —"

„Und dann wollen Sie ein Geschäft gründen?"

„Habe ich das gesagt?"

„Ich vermuthete es. Sie werden wissen, mein lieber Herr, daß Sie seit fünf Jahren hier stets in einen vollen Sack hineingegriffen haben, nicht Sie allein, sondern auch Ihre Freunde; Ihre Schuldscheine, Quittungen und Wechsel werden dafür maaßgebende Beweise liefern. Mit Ihren Ausgaben hielten aber die Einnahmen nicht gleichen Schritt —"

„Sie haben mich damals versichert, mein Vermögen vermehre sich," unterbrach Robert ihn; „Sie sprachen von glänzenden Resultaten an der Börse —"

„Sehr richtig, und Sie beauftragten mich, für Ihre Rechnung weiter zu speculiren," erwiderte Schwaneberg, während er mit seiner goldenen Uhrkette spielte; „ich habe

und weitergeführt werden sollte, wurde berathen und verabredet, des Erfolgs waren die Brüder ziemlich sicher. —

Am Tage darauf trat Anna Heinau in das Cabinet Schwanebergs. Auch an sie hatte er schon gedacht, und triumphirend blitzte es in seinen Augen auf, als er den Gruß des schönen Mädchens erwiderte; so günstig war der Zufall ihm selten gewesen.

„Ich komme zu Ihnen in einer Angelegenheit, die Sie vielleicht schon vergessen haben,“ sagte sie, nachdem sie Platz genommen hatte; „indeß hoffe ich, daß Sie mir die Auskunft geben können, die ich wünsche.“

„Vermag ich es, so stehe ich gern zu Diensten,“ erwiderte er mit einer Verbeugung.

„Sie waren der Buchhalter meines Vaters, und ich glaube, Sie müssen das Geheimniß kennen, das für mich über sein plötzliches Verschwinden schwebt. Ich weiß nichts weiter, als daß er eines Tages fortgegangen und nicht zurückgekehrt ist.“

Schwaneberg mußte gewaltsam an sich halten, um seinen Triumph zu verbergen. Was lag ihm daran, ob diesem jungen Menschenherzen alle Frühlingsblüthen geknickt wurden? Er dachte nur an die Befriedigung seines Hasses und wußte, daß er seinen Gegner in's Herz traf, wenn er dem Mädchen die Wahrheit enthüllte. Ihm selbst konnte dabei nicht einmal ein Vorwurf gemacht werden; denn aus eignem Antrieb hatte Anna ihn gefragt, und das Mädchen war ja groß genug, die volle Wahrheit zu verstehen.

„Gewiß, ich erinnere mich jenes Ereignisses,“ versetzte er leise und dabei jedes Wort betonend, „es ist eine häßliche Erinnerung, und Sie thäten besser, auf die Beantwortung Ihrer Frage zu verzichten.“

„Ist das Geheimniß so schrecklich?“ rief sie, und in ihren weit geöffneten Augen las man angstvolle Erwartung. „Was

es auch sein mag, ich will es wissen; von nun an wäre es mir schrecklich, noch länger in Ungewißheit zu leben."

Er schlug den Blick nieder und spielte scheinbar verlegen mit seiner Uhrkette.

„Hat Herr Schröder Ihnen nie eine Andeutung gegeben, aus der Sie weitere Schlüsse ziehen konnten?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Niemals."

„Hm, ich weiß nicht, ob er Recht daran gethan hat. Wie erklärte er Ihnen das Verschwinden Ihres Vaters?"

„Er soll während einer Reise verunglückt sein."

„Nun ja, dem Kinde mag diese Erklärung genügen," nickte Schwaneberg; „aber wenn das Kind erwachsen ist, sollte man ihm die Wahrheit nicht länger verschweigen. Es ist ja besser, wenn ein Freund sie ihm mittheilt, als wenn es aus fremdem Munde sie hören muß, sie verliert dadurch viel von ihrer Bitterkeit."

„So bitte ich Sie, mir Alles zu sagen," erwiderte Anna ungeduldig; „so schmerzlich für mich auch Ihre Mittheilungen sein mögen, ich werde Ihnen dennoch dafür danken."

„Ich war der Freund Ihres Vaters —"

„Ich weiß, daß er große Stücke auf Sie hielt."

„Das that er; aber ich weiß auch, daß Ihre Frau Mutter eine Abneigung gegen mich hegte. Daß ich als Zeuge die Wahrheit sagte, war, wie grausam auch für mich, meine Pflicht."

„Gütiger Gott! Könnte mein Vater ein Verbrechen begangen haben?" fragte Anna entsetzt.

„Haben Sie in früheren Jahren einmal den Namen Körner gehört?"

„Oft, sehr oft, ich erinnere mich dessen genau."

„Und erinnern Sie sich auch, daß dieser Herr Körner der Associé Ihres Vaters war?"

„Nein."

„Nun, er war es,“ setzte Schwaneberg, auf den die Seelenangst des Mädchens gar keinen Eindruck zu machen schien, kaltblütig auseinander. „Ein Streit, der zwischen den Beiden ausbrach —;“ hiernächst erzählte der ehemalige Buchhalter die Mordaffaire, wie die Criminalacten sie feststellten. Das Mädchen bemerkte in ihrer Aufregung nicht, daß Schwaneberg, obwohl er seinen Bericht wie etwas auswendig Gelerntes wiedergab, hin und wieder stockte, als versage die Trockenheit der Kehle den Dienst.

Anna, welche die Mittheilung bis zu Ende anhörte, glaubte zur Erde sinken zu müssen. Ihr Vater ein Mörder? Nein, es konnte nicht sein; er, der stets so sanft und liebevoll gewesen, konnte dieses Verbrechen nicht begangen haben; in dem Herzen seines Kindes vertheidigte ihn eine Stimme, die den Wahrspruch der Geschworenen nicht anerkannte.

„Sie erwähnten, der erste Verdacht sei auf ihn gefallen,“ erwiderte sie nach einer Pause mit bebender Stimme, „wurden auch Beweise gefunden, die gegen ihn zeugten?“

„Beweise? Lieber Gott! Es zeugte eben Alles gegen ihn; alle Umstände vereinigten sich zu seinem Verderben.“

„Und Sie, der Sie gegen ihn aussagen mußten, glauben Sie auch —“

„Mein Fräulein, persönliche Meinungen eines Zeugen können und dürfen auf Richter und Geschworene keinen Einfluß üben; es ist nicht einmal gestattet, sie zu äußern.“

„Sie weichen mir aus,“ versetzte Anna, nach Fassung ringend, „ich frage Sie nur, ob Sie an die Schuld meines Vaters glauben?“

„Ob ich glaube? Ich weiß es selbst nicht; ich meine, wenn er schuldlos wäre, so hätten die Richter ihn nicht verurtheilt. Dieses Urtheil ist zweimal gefällt worden, und wenn unser König ihn später zu einer fünfzehnjährigen Gefängnißstrafe begnadigte, so muß ich annehmen, daß

er diese Gnade der Fürbitte einflußreicher Personen verdankte."

„Fünfzehn Jahre!" wiederholte das Mädchen erschüttert. „Und dabei denken zu müssen, daß er schuldlos diese entsetzlich lange Zeit hinter Kerkermauern leben soll! Ich erkenne wohl, daß Sie mir Zweifel zeigen wollen, ohne selbst sie zu hegen; aber wie Sie auch darüber denken mögen, ich weiß, daß mein unglücklicher Vater nicht schuldig sein kann. Meine Aufgabe wird es nun sein, die Beweise für diese Schuldlosigkeit zu ermitteln."

Ein spöttisches Lächeln glitt flüchtig über das unschöne Gesicht Schwaneberg's.

„Das muß ja Jeder begreiflich finden," erwiderte er achselzuckend, „das Kindesherz richtet milde —"

„Aber auch gerecht," unterbrach Anna ihn; „es ist nicht blind gegen die Schwächen und Fehler der Eltern, und in vielen Fällen urtheilt es strenger als jeder Andere."

Anna hatte sich erhoben, und als sie jetzt dem verwachsenen Manne in's Auge schaute, erinnerte sie sich plötzlich, wie oft und ernst sie von ihrer Mutter vor ihm gewarnt worden war. Das Mädchen nahm mit einer Verbeugung Abschied, und er gab ihr das Geleit bis zur Hausthür; er hatte einen tieferen, gewaltigeren Eindruck von seinen Mittheilungen erwartet; aber er tröstete sich damit, daß die Ruhe, die sie ihm zeigte, nur erheuchelt sei.

Wohl durchzuckte unsagbarer Schmerz die Seele des Mädchens, wohl fühlte sie selbst, daß in dieser Stunde der Sturm des Schicksals verheerend über ihren Lebensfrühling hinweggebrauset war; aber nutzloses Klagen und Verzagen lag nicht in ihrem Charakter. Es war ihr fester Entschluß, Alles aufzubieten, um des Vaters Ehre wieder herzustellen.

Hugo Schröder erschrak, als er in das todesbleiche Antlitz des Mädchens blickte. Er ahnte sofort, daß sie plötzlich von

dem Geschick ihres Vaters Kenntniß erhalten hatte, und seine Besorgniß wuchs, als sie ihm sagte, sie sei bei dem früheren Buchhalter ihres Vaters gewesen, um durch ihn Gewißheit über eine Frage zu erhalten, die seit Jahren sie quäle. Sie verschwieg ihm nichts von dem, was Schwaneberg ihr gesagt hatte, und forderte von ihm Ergänzung dieser Mittheilungen.

Er erfaßte die Hand des Mädchens und berichtete mit erschütterter Stimme Alles, wie es sich zugetragen hatte; es war im Großen und Ganzen dasselbe, aber doch in manchen Theilen ein anderes Bild als dasjenige, welches Schwaneberg entrollte, und Anna erkannte immer klarer, daß ihr Vater jenes Verbrechen nicht begangen haben konnte.

Wenn sie auch nicht zu leugnen vermochte, daß ihrem Urtheil die Objectivität fehlte, so begriff sie auf der andern Seite doch auch nicht, daß die schwachen Verdachtsgründe hingereicht hatten, das Schuldig über einen Mann auszusprechen, dessen Leben bisher tadellos gewesen war.

Schröder pflichtete ihr darin bei; er wies außerdem darauf hin, daß eine große Zahl geachteter und angesehener Männer sich für den Verurtheilten verwandt hatte; aber der Richterspruch konnte durch diese persönlichen Anschauungen nicht umgestoßen werden.

„Und ist gar keine Hoffnung vorhanden, den wahren Thäter jetzt noch zu ermitteln?“ fragte Anna, ermuthigt dadurch, daß der alte Herr ihre Ansichten theilte.

„Nein,“ erwiderte er kopfschüttelnd; „alle Spuren sind verwischt, es wäre nutzlose Mühe, neue Nachforschungen anstellen zu wollen. Man darf nur noch auf einen Zufall hoffen, und wie schwach diese Hoffnung ist, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen.“

„Es wäre Thorheit, sich an sie klammern zu wollen. So bliebe nur noch eine Hoffnung, die, daß der König den Gefangenen völlig begnadigt.“

„Ja, allerdings,“ nickte Schröder; „aber dazu ist es noch zu früh.“

„Zu früh?“ erwiderte Anna vorwurfsvoll. „Jenes Verbrechen wurde vor sieben Jahren begangen, und seitdem ist mein armer Vater ein Gefangener.“

„Du mußt bedenken, daß das Urtheil erst vor fünf Jahren gesprochen wurde.“

„Und sind diese fünf Jahre nicht eine entsetzlich lange Zeit für Denjenigen, der seiner Freiheit beraubt ist? Nein, Onkel, meine Pflicht gebietet mir, rasch zu handeln, und ich werde es thun, damit ich später mir keinen Vorwurf zu machen habe. Erreiche ich nichts, nun dann habe ich das Meinige gethan; aber ruhen werde ich auch dann noch nicht, bis das Thor seines trostlosen Kerkers meinem Vater geöffnet wird.“

„Und was willst Du thun?“ fragte der alte Herr.

„Persönlich dem Könige eine Bittschrift überreichen.“

„Mein liebes Kind, Du wirst Dich in Deinen Erwartungen getäuscht finden. Ein Adjutant wird die Bittschrift aus Deinen Händen in Empfang nehmen —“

„Ich gebe sie ihm nicht!“

„Und gesetzt auch, der König nimmt sie selbst, so wird er sie doch seinen Räthen übergeben, damit diese ihn über die Sachlage unterrichten. Da kommt's denn viel auf die persönliche Ansicht des betreffenden Raths an.“

„Gut, dann gehe ich noch einmal zum König; er darf nicht dulden, daß ein Schuldloser —“

„Urtheile nicht so schnell,“ unterbrach Schröder sie, „bedenke wohl, daß Der, für den Du um Gerechtigkeit bitten willst, zweimal, und zwar von zwei verschiedenen Schwurgerichten schuldig erkannt und verurtheilt worden ist. Kannst Du glauben, daß dies nicht auch in die Waagschaale fallen wird?“

„Müßte man da nicht zuerst die Frage aufwerfen, wer waren die Geschworenen?“ sagte Anna scharf.

„Willst Du ihnen vorwerfen, sie hätten nicht nach ihrem Gewissen, objectiv und unparteiisch gerichtet?“

„Nach ihrem Gewissen, — ja, aber objectiv? Da muß ich noch einmal fragen, wer waren sie? Leute vielleicht, die einen hohen Steuersatz zahlen, aber auf niederer Bildungsstufe stehen, die vermöge ihrer Unwissenheit und ihres beschränkten Gesichtskreises sich von vornherein ein subjectives Urtheil bilden, wozu ja ein klar gehaltener und mit scheinbar unanfechtbaren Schlußfolgerungen gespickter Anklageact den ersten Anlaß giebt. Sie hören die Zeugen, das heißt, sie hören Worte; man sagt ihnen, der Zeuge sei glaubwürdig, und sie glauben es, — er hat ja einen Eid geschworen; aber leider fehlt ihnen sonst Alles, um an diesen Zeugen psychologische Studien zu machen —“

„Du lieber Gott, was Du nicht Alles verlangst!“ fiel Schröder ihr scherzend in die Rede.

„Was ich verlange? Daß nur gebildete Männer auf der Geschworenenbank sitzen sollen. Nicht das Vermögen, sondern der Bildungsgrad soll zu diesem folgeschweren Ehrenamt berechtigen; das ist's, was ich fordere. Wie kann der schlichte Landmann über die verwickelte Buchführung eines bankerotten Kaufmanns, wie der nüchterne Handwerker über das aus psychologischen Motiven entsprungene Verbrechen eines hochgebildeten Mannes sich ein klares Urtheil bilden? Nein, Onkel, ich meine, die Frage nach den Geschworenen, die über meinen Vater richteten, habe ihre Berechtigung; ein Richtercollegium würde ihn nicht verurtheilt haben, da ja jeder greifbare Beweis für seine Schuld fehlt.“

Der alte Herr sah sie mit wachsendem Erstaunen an. „Und wenn ich Dir die Listen jener Geschworenen geben wollte, was würde dadurch geändert?“ fragte er. „Sie

haben ihn verurtheilt, diese Thatsache muß dem Monarchen genügen. Ich will gerne Deinem Wunsche nachkommen und noch einmal ein Gnadengesuch ausfertigen lassen, ich will mich auch bemühen, Unterschriften für dasselbe zu sammeln —."

„Ja, thue das und dann gieb die Schrift mir, ich werde persönlich sie überreichen," unterbrach das Mädchen ihn lebhaft, indem sie sich erhob, „auf diesen Schritt setze ich die größte Hoffnung. Welche Freude, wenn es uns gelänge, Papa zu befreien! Thue es recht rasch, lieber Onkel, ich kann in jeder Stunde die Reise antreten; recht schnell, — ich bitte noch einmal darum."

Sie küßte ihn auf die Stirn und eilte hinaus. Mit wehmüthigem Kopfschütteln blickte er ihr nach; er wußte, daß sie jetzt in ihr Zimmer ging, um dem Schmerz, den sie bisher gewaltsam zurückgedrängt hatte, freien Lauf zu lassen.

Sechstes Capitel.

Frei!

Was Hugo Schröder auch dagegen einwenden mochte, Anna blieb bei ihrem Entschlusse: Sie wollte selbst zur Residenz reisen und persönlich die Bittschrift übergeben. In diesem Vorhaben wurde sie bestärkt durch Bertha und deren Mutter, und der alte Herr, der gerade jetzt mit sich selbst genug zu schaffen hatte, mußte endlich nachgeben, wenngleich er es auch mit der Erklärung that, daß nach seiner Ueberzeugung dieser Schritt nicht den gewünschten Erfolg bringen werde.

Die Frage, wer sie auf dieser Reise begleiten solle, war auch bald gelöst, da Frau Schröder sich ohne Zögern dazu erbot. Schröder wäre gerne selbst mitgegangen; aber die Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich aus dem Geschäft zu

entfernen; die Verleumdungen Schwaneberg's machten sich bereits bemerkbar, und konnte man solchen Gerüchten auch nicht entgegentreten, so mußte doch Alles vermieden werden, was ihnen scheinbar Boden gab.

Schröder wußte sehr genau, wer der Urheber dieser Gerüchte war; aber Beweise konnte er leider nicht finden, und dadurch wurde ihm die Möglichkeit entzogen, die Angelegenheit vor den Richter zu bringen. Hätte er jetzt eine Reise angetreten, so würde ein neues Gerücht behauptet haben, er wolle durch die Flucht sich der Erfüllung seiner Verpflichtungen entziehen. Ueberdies mußte auch dafür Sorge getragen werden, daß die Accepte, die Schwaneberg besaß, am Verfalltage prompt honorirt wurden, und nie zuvor war die Casse Schröders so erschöpft gewesen wie gerade in dieser Zeit. Schien es doch fast, als ob das Schicksal ihn die volle Wucht seiner Schläge fühlen lassen, als ob es ihm beweisen wolle, daß auf die Gunst des Glücks niemals zu bauen sei. Im Vertrauen darauf, daß die Getreidepreise steigen würden, hatte er große Vorräthe aufgekauft; aber die Witterung war plötzlich günstiger geworden; zudem kamen aus dem Auslande unerwartet große Sendungen auf den Markt; die Preise fielen, und Schröder hatte diesmal sich zu seinem Nachtheil verrechnet. Dazu fallirte ein großes Handlungshaus, mit dem er seit langen Jahren in Verbindung stand. Die Summe, die er dabei verlor, konnte jetzt noch nicht berechnet werden, aber sie war keineswegs unbedeutend. Einige andere Geschäftsfreunde standen der Gefahr nahe, ebenfalls ihre Zahlungen einzustellen; — es war eine böse Zeit; die Gläubiger drängten, und die Schuldner wollten nicht zahlen. Der alte Herr fand Tag und Nacht keine Ruhe.

Nur Friedrich war in diese Verhältnisse eingeweiht. Mit seiner Frau mochte Schröder nicht darüber reden, und es war ihm jetzt sogar lieb, daß sie Anna begleitete, weil er

durch ihre Abwesenheit der Nothwendigkeit überhoben wurde, Ruhe und Heiterkeit heucheln zu müssen, die seiner Seele fremd waren.

Aus diesem Grunde auch beeilte er sich, das Gnadengesuch fertig zu bringen; er mußte zu diesem Zweck persönlich seine Freunde und Bekannten besuchen und oft seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um den einen oder andern angesehenen Namen sich zu sichern. Darüber verstrichen mehrere Tage. Friedrich, der jetzt alt und erfahren genug war, das Geschäft zu leiten, gab unterdessen sich alle Mühe, ausstehende Forderungen einzucassiren und einen Theil des Getreidelagers so gut wie möglich zu verkaufen.

So erregt die Stimmung auch war, in der Anna sich in diesen bewegten Tagen befand, vergaß sie doch nicht das Versprechen, das Robert ihr gegeben hatte. Sie rechnete mit Sicherheit darauf, er werde im Laufe der Woche kommen, um sein Wort einzulösen; aber die Tage verstrichen, und er ließ sich nicht blicken. Erst am Sonnabend Nachmittags erhielt sie ein Billet, in dem er sie um ihren nochmaligen Besuch bat, und ohne Verzug leistete sie dieser Bitte Folge.

Er theilte ihr mit, daß er noch immer fest entschlossen sei, sein Wort zu halten, und könne er dies im Augenblicke noch nicht, so trage er keine Schuld daran. Schwaneberg habe ihm die Abrechnung versprochen, aber nicht Wort gehalten. Er glaube, daß diesem Wortbruch eine bestimmte Absicht zu Grunde liege, deren Spitze gegen Schröder gerichtet sei. Aus einigen Bemerkungen, die Schwaneberg geäußert habe, gehe ihm das hervor; er könne sich selbst der Vermuthung nicht erwehren, daß der Mann Böses im Schilde führe und auch die Mittel besitze, diese Absicht zu verwirklichen. Robert bemerkte Anna's Bestürzung nicht. Das Mädchen wollte darüber näheren Aufschluß haben; denn es fiel ihr jetzt plötzlich auf, daß der alte Herr schon

seit einigen Tagen nicht mehr so heiter und unbefangen war wie früher; Robert konnte jedoch ihren Wunsch nicht erfüllen, da seine Vermuthungen sich auf unbestimmte Aeußerungen stützten.

Bevor er mit Schwaneberg nicht abgerechnet hatte, bevor er nicht wußte, über welche Mittel er noch verfügen konnte, wollte er mit dem Vater Bertha's nicht reden, und darin mußte Anna ihm Recht geben. Es stand ja mit Sicherheit zu erwarten, daß Schröder über die financiellen Verhältnisse seines künftigen Schwiegersohnes genauen Aufschluß verlangen würde. Sie bemerkte, daß der junge Mann ernster, nachdenklicher geworden war; er hegte jetzt Mißtrauen gegen Schwaneberg, und offen sprach er die Befürchtung aus, daß von seinem Vermögen nicht viel übrig bleiben werde. Mit unverhohlener Reue gedachte er dabei der Warnungen, die ihn zum Bruch mit Bertha's Vater verleitet hatten. Er wollte übrigens seinem bisherigen Verwalter keine Ruhe lassen, bis er sich im Besitz der Abrechnung befände, dann aber unverzüglich frei und offen mit Schröder reden und je nach der Sachlage seinen Entschluß für die Zukunft fassen.

Anna konnte unter den obwaltenden Umständen gegen die Bewilligung einer weiteren Frist nichts einwenden. Sie machte sodann den jungen Mann mit ihrem eigenen Vorhaben bekannt, und er wünschte ihr mit warmen, herzlichen Worten den glücklichsten Erfolg.

„Ich hoffe auf diesen Erfolg," versetzte sie, und in ihren schönen Augen leuchtete es zuversichtlich auf, „mir ist, als ob eine innere Stimme mir zuflüstere, daß mein Vorhaben gelingen müsse."

Das Mädchen ging. So sehr auch die Mittheilungen Robert's über die Aeußerungen Schwaneberg's Anna beunruhigten, hielt sie es doch nicht rathsam, im Kreise der Familie dieser Aeußerungen zu erwähnen, nachdem Friedrich

eine darauf bezügliche Frage ausweichend und mit sichtbarer Verlegenheit beantwortet hatte.

Einige Tage später übergab Schröder ihr die Bittschrift, und bereitwillig kam seine Frau dem Drängen des Mädchens nach, das nun auch sofort abreisen wollte. Friedrich hatte die Damen zum Bahnhof gebracht, und in dem Augenblick, in welchem er von Anna Abschied nahm, erkannten sie Beide, was sie längst ahnungsvoll empfunden hatten. Hand in Hand und Auge in Auge standen sie einander gegenüber, umschwärmt von einer sich drängenden, stoßenden Menschenmenge, ein unnennbares, in einander fließendes, unendlich süßes Bangen durchströmte ihre Seelen. In diesem Augenblick erkannten sie, wie theuer sie einander waren, wie fest das Band der Liebe ihre Herzen umschlang. Unwillkürlich suchten und fanden die Lippen sich; das Signal zum Einsteigen wurde gegeben, — noch ein tiefinniger Blick, ein letzter Wink mit der Hand, und der Zug rollte von dannen.

In gehobener Stimmung kehrte Friedrich heim. Er fand den Vater in fieberhafter Aufregung. Morgen waren die Wechsel fällig, und noch fehlten zweitausend Thaler an dem zur Deckung nöthigen Betrage. Daß dieses Geld heute noch eingehen würde, war nicht zu erwarten, und lag die Summe morgen nicht bereit, so wurden die Wechsel protestirt. Auf irgend welche Rücksicht von Seiten Schwaneberg's durfte man nicht rechnen, und man hätte sie auch abgelehnt.

„Nur eine Wahl bleibt uns noch,“ sagte der alte Herr, der mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, „entweder müssen wir unser Lager verpfänden oder einen Theil unseres Getreides zu Schleuderpreisen verkaufen, und dazu kann ich mich nicht entschließen.“

„Nein, nein, das muß vermieden werden,“ erwiderte Friedrich. „Schwaneberg würde es jedenfalls erfahren und dann eine neue Waffe gegen uns haben. Sollte denn nicht

einer Deiner Freunde Dir die fehlende Summe für einige Tage vorschießen?"

„Hat man Freunde in der Noth?" fragte sein Vater bitter. „Und wenn ich einen fände, würde ich durch diese Anleihe nicht die Gerüchte bestätigen, die Schwaneberg über uns in Umlauf gesetzt hat? Wenn unsere Debitoren ihren Verpflichtungen nachkommen wollten, so hätten wir Geld genug, selbst mehr, als wir bedürfen; aber es scheint, daß auch sie im Trüben zu fischen gedenken. Nun denn, wir haben das Unsrige gethan, und sollte das Schlimmste eintreten, so dürfen wir noch immer Jedem offen in's Auge sehen. Nach meiner Aufstellung bleibt uns immer noch genug, bei einer Zahlungseinstellung unsere Gläubiger voll zu befriedigen."

„Schwaneberg würde triumphiren —"

„Ich kann's nicht verhindern, Friedrich. Schwaneberg ist nach meiner Ueberzeugung ein Schurke, und seitdem er sich ein Vermögen erworben hat, beugt Jeder den Rücken vor ihm."

„Aber er soll nicht triumphiren!" brauste Friedrich auf. „Wir müssen uns das Geld mit allen Opfern zu verschaffen suchen."

Der alte Herr stand am Fenster und schüttelte mit ernster, bedenklicher Miene das Haupt.

„Ich muß sehen," fuhr der Sohn fort, „was noch geschehen kann; ich verzweifle noch nicht."

Ehe Schröder eine Frage an ihn richten konnte, war der junge Mann hinausgeeilt; er fürchtete mit Recht, daß der Vater sein Vorhaben nicht billigen werde.

Es war seine letzte Hoffnung und für ihn selbst gewissermaaßen eine Demüthigung; aber der Wunsch, die Sorge von seinem Vater zu nehmen und des Hauses guten Ruf zu retten, ließ ihn darüber leichter hinweggehen. Er eilte zu Robert. Wenn dieser auch mit ihnen Allen ge-

brochen hatte, so konnte er die frühere Freundschaft doch wohl nicht vergessen haben, und so unedel war er nicht, sich über das Unglück früherer Freunde zu freuen.

Robert blickte erstaunt auf, als der Freund, der ihm bisher stets ausgewichen war und jeden Annäherungs-Versuch zurückgewiesen hatte, eintrat. Im ersten Augenblick stieg der Gedanke in ihm auf, Bertha schicke den Bruder, um ihn zur Rede zu stellen; gleichwohl empfing er ihn mit herzlicher Wärme, und es konnte ihm, im Grunde genommen, nur lieb sein, wenn eine Verständigung erzielt und das frühere freundschaftliche Einvernehmen wieder hergestellt wurde.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," nahm Friedrich, der seine Verlegenheit nicht ganz überwinden konnte, das Wort; „die Schuld mag an uns Beiden liegen, wir wollen das weiter nicht erörtern. Aber an die Zeit möchte ich Dich erinnern, wo Du täglicher Gast in unserem Hause warst, und auch Deine Herzensgeheimnisse mir nicht unbekannt waren —"

„So kommst Du im Auftrage Bertha's?" fragte Robert rasch.

„Bertha's? Ich weiß nicht, ob und mit welchen Gefühlen sie Deiner noch gedenkt."

Robert athmete auf; Vorwürfe hatte er also nicht zu erwarten; er konnte jetzt ruhiger den Mittheilungen des Gastes entgegensehen.

„Es würde mich recht herzlich freuen, wenn die Erinnerung an unsere frühere Freundschaft Dich zu mir führte," erwiderte er; „ich habe sie nie vergessen, und es that mir sehr Wehe, daß Du den Groll Deines Vaters auf mich übertrugst. Ich bin leichtsinnig gewesen, leichtsinniger als ich es verantworten könnte; aber meine Ehre habe ich mir rein bewahrt: Niemand kann mir den Vorwurf machen, daß auf ihr ein Flecken ruhe."

„Und mit Schwaneberg stehst Du noch immer in Verbindung?" fragte Friedrich, während er die ihm angebotene Cigarre annahm.

„Leider!"

„Bedauerst Du es, so ist ja nichts leichter, als mit ihm zu brechen; oder sollte er wirklich Dein Vermögen so vorzüglich verwalten?"

Robert schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ich kann das Letztere schon deshalb nicht glauben, weil ich vergeblich die Abrechnung fordere," versetzte er finster; „von Tag zu Tag hält er mich hin, und ich fürchte, daß diesem Hinausschieben bestimmte Absichten zu Grunde liegen. Dieser Mann führt übrigens auch gegen Euch etwas im Schilde; was es aber ist, kann ich nicht erforschen —"

„Woraus willst Du das schließen?" unterbrach Friedrich ihn.

„Aus einigen Aeußerungen, die Schwaneberg mir gegenüber fallen ließ. Er muß Euch glühend hassen."

„Das thut er allerdings, und weißt Du weshalb?"

„Weil Dein Vater ihm stets Abneigung gezeigt hat."

„Nicht deshalb allein," erwiderte Friedrich, und sein Blick ruhte forschend auf dem Antlitz des Freundes, „Schwaneberg erwies uns die Ehre, um die Hand Bertha's zu werben."

Robert blickte den Freund starr an; er schien an die Wahrheit dieser Mittheilung nicht glauben zu können.

„Und welche Antwort erhielt er?" fragte er mit stockender Stimme.

„Die, welche ihm gebührte. Aber zuvor muß ich Dir erzählen, worauf er seine Werbung stützte: Der Bankerott eines großen Hauses und ungünstige Conjuncturen im Getreidegeschäft haben unserem Hause bedeutende Verluste gebracht, Verluste, die zwar im Laufe der Zeit ausgeglichen werden können, aber gegenwärtig uns in Verlegenheit bringen. Einige große Wechsel, die unser Accept tragen, werden

morgen fällig, und diese Wechsel sind in den Händen Schwanebergs. Ich kann nur annehmen, daß er sie absichtlich sich verschafft hat, zumal er unsere Lage sehr genau kennt. Er war so unverschämt, meinen Vater darauf aufmerksam zu machen, daß eine Ablehnung der Werbung ihn veranlassen werde, schonungslos gegen uns vorzugehen."

„Der Schurke!" fuhr Robert auf, der, unfähig seiner Erregung noch länger zu gebieten, von seinem Sitz emporsprang. „Dein Vater hätte ihn vor die Thüre werfen sollen."

„Hat er das auch nicht eigenhändig gethan, so hat er doch den Hausknecht beauftragt, den Unverschämten vor die Thüre zu geleiten," fuhr Friedrich fort. „Nun kannst Du denken, daß sein Haß gegen uns keine Schranken kennt. Leider besitzt er in den Accepten eine Waffe —".

„Könnt Ihr sie nicht einlösen?" fragte Robert hastig.

„Ich fürchte — nein. Es fehlen uns noch zweitausend Thaler, und mein Vater will unser Getreide nicht verschleudern."

„Wann sind die Wechsel fällig?"

„Morgen."

„Da muß geholfen werden; der Schurke soll sich verrechnet haben, — bei Gott!" rief Robert in fieberhafter Erregung. „Warum kamst Du nicht früher zu mir?"

„Glaubst Du denn, es sei nicht demüthigend für mich und meinen Vater, daß ich Dir das Alles sagen muß?" fragte Friedrich, die Brauen zusammenziehend. „Ich habe gewartet bis zum letzten Augenblick und auch jetzt noch meinem Vater nichts von diesem Schritt mitgetheilt; er würde ihn nicht gebilligt haben."

„Ich finde keine Demüthigung darin, wenn man einem Freunde Vertrauen schenkt. Jetzt zur Sache! Wie kann ich helfen?"

„Wenn Du das Geld hast und es mir leihen willst,

so verspreche ich Dir auf Ehrenwort, es binnen vier Wochen zurückzuzahlen."

„Deswegen sorge ich mich nicht," antwortete Robert ärgerlich; „aber wo soll ich das Geld hernehmen? Wollte ich es von Schwaneberg fordern, so wird er ahnen, welchem Zwecke es dienen soll, und unter diesen Umständen giebt er es mir gewiß nicht. Ein Vorwand, die Erfüllung meines Wunsches einige Tage hinauszuschieben, ist ja leicht gefunden, und zur sofortigen Zahlung kann ich ihn nicht zwingen."

„Dann bliebe nur noch ein Mittel," bemerkte Friedrich zögernd, „Du stellst einen Wechsel auf ihn aus."

„In der That, dieses Mittel können wir benutzen," rief Robert erfreut. „Aber wird der Wechsel Dir so gut sein wie baares Geld?"

„Ohne Zweifel, sogar auch dann, wenn Schwaneberg ihn nicht acceptirt."

„Das wird er keinesfalls thun; er ist mir ohnedies nicht mehr freundlich gesinnt, seitdem ich ihn zur Abrechnung dränge. Vielleicht wird er später auch sich weigern, den Wechsel einzulösen; aber dann werde ich wohl im Besitz meines Vermögens sein —"

„Dann lösen wir ihn ein," unterbrach Friedrich ihn; „mir liegt lediglich daran, das Geld heute noch zu erhalten; vielleicht hätten wir es schon morgen oder übermorgen nicht mehr nöthig. Und wenn unser Haus ebenfalls den Wechsel unterzeichnet, so wird jeder Bankier ihn discontiren —"

„Aber wird Dein Vater ihn unterzeichnen?"

„Ich selbst thue es; ich besitze die Procura."

Robert hatte vor einem eleganten Schreibtisch Platz genommen; er legte ein Wechselformular vor sich hin und füllte es aus. „Du mußt nun Dein Heil damit versuchen,"

sagte er; „sollte es Dir nicht gelingen, den Wechsel zu versilbern, so komm' wieder zu mir, wir wollen dann weiter überlegen. Ich habe hier viel Werthvolles, was ich in jeder Stunde zu guten Preisen verkaufen kann, und ich scheide gerne davon, wenn einem Freunde damit geholfen wird. Und noch Eins," fuhr er fort, nachdem Friedrich den Wechsel unterschrieben und in sein Portefeuille gelegt hatte, „auch mir wäre es angenehm, wenn Dein Vater keine Silbe davon erführe, woher die Hilfe kommt."

„Für den Fall, daß er nicht darum frägt."

„Auch wenn er fragen sollte, verschweige meinen Namen."

„Weshalb?"

„Aus Gründen, die ich Dir jetzt noch nicht nennen kann."

„Das verstehe ich nicht," versetzte Friedrich kopfschüttelnd, „Deiner hilfreichen Freundschaft brauchst Du Dich wahrlich nicht zu schämen."

„Zu schämen? Gewiß nicht, ich habe andere Gründe, die Du später erfahren wirst."

„So will ich auch nicht weiter darnach forschen; ein Dienst ist des andern werth, und ich werde schweigen."

Damit reichte Friedrich dem Freunde die Hand, und nachdem er ihm noch einige Worte des Dankes ausgesprochen hatte, entfernte er sich.

Es war doch nicht so leicht, wie Friedrich geglaubt hatte, den Wechsel zu discontiren; einige Bankiers lehnten unter offenbar nichtigen Vorwänden das Geschäft ab, ein anderer forderte, Schwaneberg solle vorher acceptiren, und wieder ein anderer erklärte mit dürren Worten geradezu, die Unterschrift eines Verschwenders biete ihm keine genügende Garantie, und wie das Haus Schröder und Compagnie stehe, wisse er nicht. Endlich fand sich doch ein kleines Bankgeschäft, das, freilich gegen hohe Zinsen, das Geschäft über-

nahm, und mit dem Gelde in der Tasche kehrte Friedrich gegen Abend heim.

Dem alten Herrn fiel eine schwere Last von der Seele, als er das Geld vor sich liegen sah; aber es gefiel ihm nicht, daß sein Sohn ihm nicht eröffnen wollte, woher er es genommen hatte. Der Vater mußte sich mit der Erklärung begnügen, ein guter Freund habe einen Wechsel ausgestellt, und dieser Wechsel müsse nach sechs Wochen eingelöst werden.

Am Tage darauf wurden schon in früher Morgenstunde die Wechsel von Schwaneberg vorgezeigt. Ferdinand Schwaneberg schien außerordentlich erstaunt zu sein, als er ohne Weiteres sein Geld erhielt. Und Otto Schwaneberg, der mit Sicherheit darauf gerechnet hatte, daß er in die Lage kommen würde, die Wechsel protestiren zu lassen, war nicht nur überrascht, er gerieth auch in den höchsten Zorn, als sein Bruder ihm die bedeutende Summe brachte. Die Möglichkeit, weitere verleumderische Gerüchte zu verbreiten, war ihm dadurch abgeschnitten. Schon an demselben Tage wußte man an der Börse, daß das Haus Hugo Schröder und Compagnie noch immer auf festen Füßen stehe, da es bedeutende Verpflichtungen prompt erfüllt hatte.

Die weiteren Folgen blieben nicht aus, der bereits erschütterte Credit befestigte sich wieder, die alten Geschäftsfreunde, die schon zurückhaltend geworden waren, fanden plötzlich den früheren vertraulichen Ton wieder, und Hugo Schröder war klug genug, sich den Anschein zu geben, als ob er jene Zurückhaltung niemals bemerkt habe.

Nachdem diese Sorge von ihm genommen war, konnte er seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zuwenden, und in erster Reihe waren es die Hoffnungen Anna's, was sein Denken beschäftigte. In dem ersten Briefe, den er aus der Residenz empfing, meldete seine Frau ihm die

glückliche Ankunft; einleitende Schritte zur Ausführung des Vorhabens waren bereits geschehen, die Ausführung selbst konnte sich noch einige Tage verzögern, man mußte eben eine günstige Gelegenheit abwarten.

Und diese Gelegenheit bot sich eher, als man es erwartet hatte. Die beiden Damen begegneten dem Monarchen, als dieser in offener Equipage langsam durch die Straßen der Residenz fuhr. Schnell entschlossen trat Anna an den Wagen heran; der leutseelige König befahl zu halten, als er das Papier in den Händen des Mädchens sah. Wurde nun auch die Entscheidung nicht sofort getroffen, ja, die Bittschrift nicht einmal geöffnet, so war Anna doch jetzt beruhigt; sie hegte nicht den leisesten Zweifel, daß diese Entscheidung ihrem Vater die Freiheit zurückgeben mußte. Und dieses Vertrauen wurzelte so fest in ihrer Seele, daß keine Bedenken es mehr erschüttern konnten.

Am nächsten Tage reisten die Damen zurück, um in der Heimath die Entscheidung zu erwarten, die, wie der Monarch versprochen, schleunigst erfolgen sollte.

Die Sache konnte an maaßgebender Stelle um so schneller erledigt werden, als gerade in jenen Tagen ein Bericht des Gefängnißdirectors über Heinau im Ministerium eingelaufen war, und derselbe Rath, der damals schon für die Begnadigung des Mannes gewirkt hatte, auch diesmal zum Vortrag bestimmt wurde. Ehe eine Woche verstrichen war, traf aus dem Cabinet des Königs die Entscheidung im Schröder'schen Hause ein.

Wohl zitterten die Hände Anna's, als sie das Siegel erbrachen; aber jenes Vertrauen verließ sie auch in dieser bangen Minute nicht. Es war ja undenkbar, daß ihr Vater noch länger für die Schuld eines Andern büßen sollte. Mit Fieberhast eilte ihr Blick über die Zeilen, und freudig leuchtete es in ihren Augen auf, als sie den Freunden,

die erwartungsvoll sie umstanden, den Brief überreichte. In den huldvollsten Ausdrücken theilte der Monarch ihr mit, daß er Befehl gegeben habe, ihren Vater ohne Verzug in Freiheit zu setzen.

Siebentes Capitel.

Der Dank.

Otto Schwaneberg gerieth in maaßlose Wuth, als ihm der Wechsel Robert's zur Unterschrift vorgelegt wurde. Jetzt wußte er, wem er das Mißlingen seines Rachewerks zu verdanken hatte; überdies mußte er annehmen, daß Robert mit der Familie Schröder wieder ausgesöhnt war, und auch dies ärgerte ihn. Er bezeichnete den Wechsel als völlig werthlos und rieth dem Besitzer, von der Firma Hugo Schröder und Compagnie sofortige Zahlung zu fordern, da es sehr fraglich sei, ob die Firma nach sechs Wochen noch existire.

Die Abrechnung für Robert lag längst fertig, und sie wurde ihm jetzt ohne weiteres Zögern unter dem Anheimstellen zugeschickt, den Rest seines Vermögens in Empfang zu nehmen.

Der Besitzer des Wechsels befolgte den ihm ertheilten Rath, und Hugo Schröder erfuhr dadurch, wer der Freund war, der ihm in der Noth geholfen hatte.

Das Ansinnen, den Betrag sofort zu decken, wies er mit Entrüstung zurück, indem er erklärte, wenn Schwaneberg am Verfalltage den Wechsel nicht honorire, so biete ja die Unterschrift seiner Firma dem Inhaber genügende Sicherheit.

„Das hat uns Schwaneberg wieder eingebrockt," sprach er empört zu seinem Sohne, als der Besitzer des Wechsels sich murrend entfernt hatte; „ich würde an Deiner Stelle dieses Mittel nicht gewählt haben, die Gefährlichkeit desselben mußtest Du ja voraussehen."

„Es war das letzte Mittel, das uns blieb,“ erwiderte Friedrich achselzuckend, „Robert kam mir dabei auf halbem Wege entgegen, und Du wirst zugeben, daß ihm schlecht gedankt würde, wenn ihm aus diesem Freundschaftsdienste Unannehmlichkeiten erwüchsen.“

Der alte Herr schüttelte bedenklich das Haupt.

„Nehmen wir Alles in Allem, so ist auch dies nur ein neuer Beweis, daß er von dem Werth des Geldes keine Ahnung hat,“ bemerkte er. „Ohne Kenntniß von dem Stande seines Vermögens zu haben, schreibt er Wechsel aus, die möglicher Weise seine Mittel übersteigen —“

„Zweitausend Thaler? Sollte ihm nicht einmal so viel geblieben sein?“

„Diese Frage kann wohl nur Schwaneberg beantworten, und ich fürchte, daß die so eben ausgesprochene Besorgniß begründet ist. Rechne selbst. Fünf Jahre lang hat dieses Leben in Saus und Braus gedauert; fünf Jahre lang hat Schwaneberg mit dem Gelde gewirthschaftet, und daß ein großer Theil desselben in seine eigene Tasche geflossen ist, das wird genügend durch sein opulentes Auftreten bewiesen.“

„Robert hat Abrechnung gefordert; er wird von Tag zu Tag hingehalten; aber Schwaneberg muß diesem Verlangen nachkommen, und dann werden wir Näheres erfahren.“

Schröder blickte seinen Sohn erstaunt an.

„Hat er sie wirklich aus eigenem Antrieb gefordert?“ fragte er. „Er hätte es schon im ersten Jahre thun müssen, jetzt ist es zu spät. Was will er mit den paar Thalern, die er noch besitzt, beginnen?“

„Warten wir es ab; ich hoffe, Du wirst ihm Deinen Rath nicht versagen.“

„Meinen Rath? Er wird ihn nicht fordern.“

„Ich glaube das doch; er bereut jetzt bitter, daß er damals nicht auf Dich hörte, und ich glaube —“

„Was?“ fragte der alte Herr rasch, als Friedrich stockte.

„Daß er Bertha noch immer liebt.“

„Mag sein, aber diese Beiden müssen getrennt bleiben.“

„Auch dann, wenn er ein thätiger Mensch wird?“ fragte Friedrich mit einem forschenden Blick auf das treuherzige Antlitz des Vaters. „Er hat eine Lehrzeit durchgemacht, die er nicht vergessen wird —“

„Und während dieser Lehrzeit ist er nur noch arbeitsscheuer geworden,“ unterbrach Schröder ihn. „Ich halte nicht viel von solcher Reue; sie ist bald wieder vergessen. Wem einmal der Leichtsinn im Blute steckt, der legt ihn auch nicht ab, so lange er lebt. Ich will Dir nur aufrichtig gestehen, daß es mir unangenehm wäre, wenn der junge Mann die früheren Beziehungen zu uns wieder anknüpfen wollte. Bertha hat ihn vergessen, und es mögen ihr neue Aufregungen erspart bleiben.“

Ein bedeutungsvolles Lächeln glitt über die Lippen Friedrichs.

„Vergessen hat sie ihn nicht,“ erwiderte er, „wenn sie auch uns zu verbergen sucht, daß sie immer noch an ihn denkt, ja, daß sie sogar mit Zuversicht hofft, er werde sie einst als seine Gattin heimführen.“

„Und mir sollte das entgangen sein?“ fragte Schröder, sichtbar überrascht. „Ich müßte es doch bemerkt haben —“

„Keineswegs; Du ließest Dich durch ihre Ruhe täuschen; Du hattest eben keine Ahnung davon, daß das Alles nur eine Maske war.“

„Und Du willst das mit voller Bestimmtheit behaupten.“

„Ja, denn ich glaube, es zu können. Aber mache davon weiter keinen Gebrauch; ändern würdest Du dadurch doch nichts, und Bertha hätte Ursache, mir deshalb zu grollen.“

Der alte Herr wollte eben Antwort darauf geben, als

nach kurzem Anpochen die Thür hastig geöffnet wurde, und Robert eintrat. Fieberhafte Aufregung sprach aus seinem blassen, entstellten Antlitz, und von der peinlichen Sorgfalt, die er sonst auf seine Toilette zu legen pflegte, war diesmal wenig zu bemerken.

„Verzeihen Sie mir, daß ich in knabenhaftem Trotz vor einigen Jahren Ihren Rath verschmähte und Ihre Warnungen unbeachtet ließ," sagte er mit zitternder Stimme; „so oft ich daran dachte, habe ich es auch bereut; aber mein Eigensinn redete mir vor: Sie hätten sich übereilt, und so wollte ich erst dann vor Sie hintreten, wenn ich Ihnen beweisen konnte, daß Sie mir Unrecht gethan hatten. Womit ich das Alles heute entschuldigen soll, weiß ich nicht, und so bleibt mir nichts Anderes übrig, als an Ihr gutes Herz zu appelliren und um Ihre Verzeihung zu bitten."

Friedrich hatte dem Freunde einen Stuhl hingeschoben und zugleich dem Vater einen bittenden Blick zugeworfen; aber diese stumme Bitte war überflüssig.

„Und nun treibt Sie die Rathlosigkeit zu mir, armer Freund?" fragte der Kaufherr herzlich. „Ich wußte, daß es so kommen würde, ich habe Sie nie aus den Augen verloren."

„Dann werden Sie auch wissen, daß mich kein anderer Vorwurf treffen kann als der, leichtsinnig gewesen zu sein —"

„Und dieser Vorwurf wiegt schwer genug," fuhr Schröder in ernstem Tone fort. „Sie haben diese Jahre Ihres Lebens verloren, das werden Sie erst dann einsehen, wenn Sie den Segen der Arbeit kennen lernen. — Was aber vor allen Dingen führt Sie zu mir?"

„Ich habe von Schwaneberg Abrechnung verlangt und heute sie erhalten. Der Mann hat mich betrogen; ich kann die Richtigkeit seiner Rechnung nicht anerkennen."

„Das werden Sie mit ihm selbst ausfechten müssen."

„Ich allein vermag es nicht —“

„Wohlan, ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann. Legen Sie mir die Abrechnung vor; sind Sie im Stande, den Betrug zu beweisen, soll der Mann nicht geschont werden; aber im Hinblick auf die Schlauheit Schwaneberg's fürchte ich, daß es mit der Beweisführung schlimm bestellt sein wird.“

Robert holte einige Papiere aus der Tasche und überreichte sie mit zitternder Hand dem alten Herrn unter den Worten: „Nach dieser Abrechnung bleiben mir nur noch fünftausend Thaler; die Verluste an der Börse sollen allein dreißigtausend, meine eigenen Ausgaben in den fünf Jahren über fünfzigtausend und die Kosten der Verwaltung sammt den Zinsen zehntausend Thaler betragen.“

„Das ist ja ganz unmöglich!“ rief Friedrich bestürzt.

„Unmöglich?“ erwiderte Schröder achselzuckend; „Herr Jäger war daran gewöhnt, Geld zu mißachten.“

„Aber ich habe auch Buch geführt und weiß deshalb ganz genau, daß in der Abrechnung manche Summe figurirt, die ich nicht erhielt,“ unterbrach ihn Robert erregt.

„Sie führten Buch?“ fragte der alte Herr zweifelnd. „Dann hätten Sie ja wissen müssen, daß Sie mit jedem Tage dem Ruin näher kamen!“

„Schwaneberg behauptete stets, mein Vermögen vermehre sich durch die Börsengeschäfte.“

„Hatten Sie ihn zu diesen Speculationen beauftragt?“

„Nein, er schlug sie mir vor, und da er mir die Versicherung ertheilte, daß ich nie verlieren sollte, machte ich keine Einwände.“

„Dann werden Sie auch den Verlust tragen müssen.“

„Kann er nicht gezwungen werden, über diese Verluste genauere Rechnung abzulegen?“

„Gewiß; aber glauben Sie vielleicht, er sei nicht darauf vorbereitet? Hat er glücklich speculirt, so galt dieses Geschäft

für seine eigene Rechnung, fiel es unglücklich aus, so wurde der Verlust Ihnen angekreidet. Was wollen Sie dagegen machen? Beweisen können Sie dieses Doppelspiel nicht."

„Ich begreife wohl," antwortete Robert niedergeschlagen, „daß es schwer halten wird, den Betrug zu beweisen —"

„Er wird sich vorgesehen haben," unterbrach Schröder ihn.

„Haben Sie, wenn Sie Geld von Schwaneberg erhielten, ihm stets eine Quittung gegeben?" inquirirte der alte Herr, während er noch immer die Abrechnung prüfte.

„Jawohl."

„Und dennoch wollen Sie behaupten, nicht Alles, was hier verzeichnet steht, empfangen zu haben? Er braucht ja nur die Quittungen und Wechsel vorzulegen —"

„Kann er es, so muß ich allerdings meinen Einwand zurücknehmen; aber, wie gesagt, in meinem Buche finde ich manche Summe nicht, die hier verzeichnet steht."

„Und glauben Sie, daß Schwaneberg Ihre Buchführung als maaßgebend gelten lassen wird?" bemerkte Schröder mit leiser Ironie.

„Es müssen mir meine Quittungen vorgelegt werden," fiel Robert ihm ins Wort. „Auch die Kosten der Verwaltung und die Berechnung der Zinsen finde ich zu hoch; ein Wucherer der schlimmsten Sorte würde sie nicht höher angesetzt haben."

„Wir werden jedenfalls die Hilfe eines Juristen in Anspruch nehmen müssen," meinte der alte Herr. „Ohne Proceß erledigen wir das nicht. Was aber für Sie bei diesem Proceß herauskommen wird, läßt sich nicht voraus bestimmen, wir haben es mit einem geriebenen Gegner zu thun. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie nicht mehr als diese fünftausend Thaler retten werden; was aber gedenken Sie mit dem Gelde zu thun? Die Zinsen desselben reichen nicht hin, ein müßiges Leben weiter zu führen, und

ein Geschäft können Sie nicht gründen, da Sie davon nichts verstehen."

„So werde ich eine Stelle annehmen müssen," versetzte Robert kleinlaut; „ich will arbeiten, mich quälen, um die Achtung vor mir selber wieder zu gewinnen."

„Wenn das Ihr aufrichtiger und fester Entschluß ist, so kann ich nur dazu gratuliren," sagte Schröder; „aber es ist leicht gesagt, eine Stelle annehmen zu wollen. Zuerst frage ich, welche Stelle soll es sein?"

„Wenn Sie mir nur mit Ihrem Rath zur Seite stehen wollen, findet sich das wohl, und Sie sollen diesmal herzlichen Dank dafür ernten."

Der alte Herr blickte gedankenvoll vor sich hin; er erinnerte sich der Mittheilungen, die sein Sohn ihm kurz vorher gemacht hatte, und man konnte ihm nicht verargen, wenn er nach den gemachten Erfahrungen Bedenken trug, mit Robert die früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen. Aber er erinnerte sich auch, daß der Vater des Bittenden ihm ein theurer Freund gewesen war, und schon aus diesem Grunde durfte er seinen Rath und seine Hilfe nicht verweigern.

„Gelernt haben Sie leider nichts," begann er nach einer geraumen Weile, „Sie müssen von der Pieke auf dienen, und das hat immer viel Unangenehmes, wenn man so alt geworden ist wie Sie. Indeß, guter Wille vermag viel, und bringen Sie den in Ihre neue Stellung mit, so können Sie bald Ihren Posten ausfüllen. Wollen Sie in mein Geschäft eintreten, so werde ich Ihnen ein strenger, aber auch ein gewissenhafter und besorgter Lehrer sein —"

„Ihr Vorschlag macht mich glücklich!" rief Robert, ihm bewegt die Hand reichend. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen; niemals sollen Sie Veranlassung finden, es zu bereuen."

„Das hoffe ich,“ sagte er ernst, ihm fest in die Augen schauend, „ich erwarte, an Ihnen einen willigen Schüler zu finden, den keine Arbeit verdrießt.“

„Wann kann ich eintreten?“

„Sobald Sie wollen, und je eher es geschieht, desto besser ist es für Sie.“

„So werde ich morgen früh beginnen.“

„Gut, bringen Sie einen alten Rock mit; denn Arbeit wird es genug geben, und Sie befinden sich jetzt nicht mehr in der Lage, stets wie ein Baron gekleidet zu gehen. Die ersten Wochen werden Sie auf dem Getreideboden zubringen müssen, da staubt's gründlich; aber ersparen kann ich Ihnen das nicht. Sie dürfen nicht geschont werden, wenn Sie etwas lernen wollen; später wird es sich zeigen, ob Sie einen Marschallstab im Tornister tragen.“

„Und so schlimm, wie Du es machst, ist es auch nicht,“ schaltete Friedrich in beruhigendem Tone ein; „es läßt sich schon ertragen.“

„Wir werden sehen,“ bemerkte der alte Herr, den Kopf bedenklich wiegend, „ertragen läßt sich am Ende Alles; nur darf man die Arbeit nicht fürchten.“

„Und welchen Rath geben Sie mir in Bezug auf Schwaneberg?“ begann Robert wieder.

„Lassen Sie mir nur die Papiere hier; ich werde mit einem befreundeten Advocaten darüber berathen.“

„Aber das Geld, welches ich noch zu fordern habe, — soll ich es in seinen Händen lassen?“

„Hm, ich weiß nicht, — ich fürchte, er wird es Ihnen nicht eher zahlen, bis Sie die Richtigkeit der Abrechnung anerkannt haben. Auch darüber will ich mit dem Advocaten reden; kann es geschehen, ohne daß Sie sich etwas dadurch vergeben, so halte auch ich es für besser, daß Sie das Geld fordern.“

„Und dürfte ich Sie in diesem Falle bitten, die kleine

Summe für mich zu verwalten? Vielleicht können Sie in Ihrem Geschäft sie nutzbringend anlegen; offen gesagt, wäre dies mir das Liebste."

„Ist das wirklich Ihre ehrliche und aufrichtige Meinung?" fragte Schröder. „Sie haben erst vor Kurzem mir einen Dienst geleistet und müssen wissen —"

„Das ist gegen die Abrede," wandte Robert sich vorwurfsvoll zu dem Freunde. „Ich hatte die Bedingung gestellt, daß dieser kleine Dienst verschwiegen bleiben müsse."

„Friedrich trägt keine Schuld daran," fuhr Schröder fort, „Schwaneberg hat den Besitzer des Wechsels mir auf den Hals gehetzt, und so konnte mir die Sache nicht länger verschwiegen bleiben. Daß Sie trotzdem mir den Rest Ihres Vermögens anvertrauen wollen —"

„Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mein Vertrauen durch Erfüllung meiner Bitte ehrten."

„Nun wir sprechen darüber noch; zuvor muß ich mit dem Advocat berathen."

Damit war die Unterredung beendet, und kurz darauf hatte Hugo Schröder, als er im Familienkreise das Vorgefallene berichtete, Gelegenheit, zu entdecken, daß Bertha an dem Geschick des Jugendfreundes größeren Antheil nahm, als er bisher geahnt hatte.

Auf dergleichen Enthüllungen war Bertha nicht vorbereitet gewesen. Sie glaubte nun Alles verloren, mußte sie doch annehmen, daß ihr Vater dem Manne, der sein ganzes Vermögen so leichtsinnig vergeudet hatte, ihre Hand niemals bewilligen werde.

Anna dachte darüber anders; sie ermuthigte die Freundin, indem sie darauf hinwies, daß ein thätiges Leben dem alten Herrn eine bessere Garantie bieten werde als ein großes Vermögen. „Wenn Dein Vater ihm nicht freundlich gesinnt wäre, würde er ihm die Stelle in seinem Hause nicht angeboten haben," fügte sie hinzu; „warten wir nun

ab, wie Robert sich in das neue Leben finden wird; erwirbt er sich die Zufriedenheit Deines Vaters, so bangt mir auch nicht, daß Eure Wünsche sich erfüllen werden.“ —

Am andern Tage fand Robert sich pünctlich ein. Es mochte ihm selbst seltsam vorkommen, als er in dem alten, ziemlich abgetragenen Rock auf dem Lagerboden stand, und die Staubwolken ihn umwirbelten; er mochte auch keinen Gefallen finden an der rohen Ausdrucksweise und den plumpen Scherzen der Arbeiter, die auf ihn nicht die mindeste Rücksicht nahmen; aber ausharren wollte er, da er zu der Erkenntniß gekommen war, daß er nur auf diesem Wege sich vor dem gänzlichen Schiffbruch bewahren konnte. Er wußte auch, daß der alte Herr ihn scharf beobachtete, und Alles mußte ihm daran liegen, sich das Vertrauen und die Zufriedenheit des braven Mannes zu erwerben. —

Anna erwartete unterdessen mit wachsender Ungeduld den Vater; sie wollte Anfangs in die Stadt reisen, in der er als Gefangener sich befand, aber die Freunde riethen ab. So begnügte sie sich damit, ihm zu schreiben und ihn zu bitten, daß er seine Reise beschleunigen möge.

Einige Tage gingen darüber hin, ehe die Sache auf dem Instanzenwege so weit gediehen war, daß dem Unglücklichen das Thor des Gefängnisses geöffnet werden konnte; aber endlich waren alle Formalitäten erfüllt, und der gebeugte Mann mit dem ersten, finstern Gesicht trat wieder hinaus in die Welt, die ihm völlig fremd geworden, und mit der er zerfallen war.

Eines Mittags trat er unangemeldet in den Familienkreis Schröders.

So sehr auch seine äußere Erscheinung sich verändert hatte, Anna erkannte ihn sofort, und der Empfang, den sie ihm bereitete, hätte seinem Herzen wohlthun müssen; aber nur flüchtig glitt ein Lächeln über das harte Antlitz, und die Kälte, mit der er die Umarmung seiner Tochter er-

widerte, machte auf das Mädchen einen schmerzlichen Eindruck.

„Ich heiße Dich von Herzen willkommen," rief Schröder, ihm die Hand bietend und den alten, vertraulichen Ton anschlagend; „nimm Platz und denke, Du wärest hier zu Hause. Deine Anna ist ein gutes, braves Kind, ihr allein hast Du Deine Begnadigung zu verdanken."

Heinau hatte die ihm dargebotene Hand nicht genommen; er gab sich den Anschein, als bemerke er sie nicht; der harte Zug, der seine Mundwinkel umzuckte, trat nun noch schärfer hervor.

„Daß ich sie Dir nicht verdanke, hat für mich niemals einem Zweifel unterlegen," erwiderte er, „Du warst ja unter Denen, die mich verurtheilten, der Erste."

„Und wer hat Dir gesagt, daß ich Dich verurtheilt habe?" fragte Schröder, den diese Antwort unangenehm berührte.

„Warst Du nicht der Obmann der Geschworenen?"

„Ich war es, aber —"

„Bitte, alles Weitere kannst Du Dir ersparen," entgegnete Heinau mit einer raschen, abwehrenden Gebehrde; „magst Du jetzt auch sagen, Du habest nicht das Schuldig über mich gesprochen, ich gebe auf solche nachträglichen Betheuerungen nicht gar viel. Hätte ich damals nur einen einzigen, wahren Freund gehabt, — — er würde Alles aufgeboten haben, den Schuldigen zu ermitteln und dem gedankenlosen Untersuchungsrichter die Augen zu öffnen. Selbstverständlich durfte ich das von Dir nie erwarten; seit dem Tage meiner Verlobung —"

„Vater, Du begehst ein Unrecht, daß Du nimmer gut machen kannst," fiel Anna ihm mit wachsender Bestürzung in die Rede. „Herr Schröder war meiner armen Mama eine treue Stütze und seit ihrem Tode mir ein zweiter

Vater; für das, was er an uns gethan hat, danke ich ihm, so lange ich lebe."

„Und dieses Dankgefühl Deines Kindes belohnt mich reich genug," sprach Schröder mit erzwungener Ruhe. „Das Unglück hat Dich bitter gemacht, deshalb vergebe ich Dir Deine harten Worte; doch sagen will ich Dir, daß ich niemals an Deiner Schuldlosigkeit gezweifelt habe."

„Sehr verbunden," bemerkte der Zuchthäusler sarkastisch. „Ich will Dir so viel Dankesworte höflichst drechslen, als Dich verlangt. Wir wollen thun, als wüßten wir Beide nicht, aus welchem Grunde Du Dich meines Weibes und Kindes erbarmtest."

„Beleidige mich persönlich, so viel Du willst, aber wirf keinen Flecken auf das Andenken Deiner Frau, Theodor," fuhr Schröder auf.

„Ich bitte Dich, Vater, sei nicht ungerecht," flehte Anna, „ich wäre eine arme, unglückliche Waise gewesen, hätte diese Familie, die der Himmel für ihre Liebe segnen möge, sich meiner nicht angenommen."

Wieder zuckte Heinau mit den Achseln, und verachtende Geringschätzung sprach aus seinen Zügen. „Du kennst die Menschen noch nicht, Anna, also kannst Du über sie auch nicht urtheilen. Ein kleines Vermögen ist uns noch geblieben. Wir verlangen nichts umsonst, und zahlen wir für das Empfangene Alles prompt. Bist Du bereit, sofort mit mir zu gehen?"

Anna hatte nicht daran gedacht, daß diese Frage so bald und in so schroffer Weise an sie gestellt werden könne, war doch im Hause Schröder's ein Zimmer zur Aufnahme des Heimkehrenden bereit; hier sollte er sich ausruhen und erholen; nach einiger Zeit konnte man dann über die fernere Zukunft berathen. Und nun sollte sie ohne jeden weiteren Aufenthalt und noch dazu in beleidigender Weise

Denjenigen, die ihr nur Liebe und Wohlwollen bewiesen hatten, den Rücken wenden!

„Und weshalb muß das sogleich geschehen?“ fragte sie, seine Hand erfassend. „Hier ist Alles für Deine Aufnahme vorbereitet, und Du darfst versichert sein, daß man mit herzlicher Liebe Dir entgegen kommt. O, vergiß doch, was hinter Dir liegt, und blicke getrost in die Zukunft.“

„Vielleicht werde ich es können, wenn ich die alten Rechnungen geordnet habe,“ unterbrach er sie, schwer aufathmend; „Du aber mußt wählen zwischen mir und Denen, die Du Deine Freunde nennst. Ich vermag nicht länger unter diesem Dache zu bleiben; die Luft, die hier weht, beengt mir den Athem, doch will ich Dir Zeit lassen, Deine Sachen einzupacken und Abschied zu nehmen; im Hotel „zur goldenen Krone“ erwarte ich Dich.“

Er schickte sich zum Gehen an; aber zwischen ihm und der Thüre stand Frau Schröder, und die zornblitzenden Augen der braven Frau mußten ihn erkennen lassen, wie sehr sein Benehmen sie empörte.

„Und das ist der erste Gruß, den Sie für Ihr Kind haben?“ sagte sie, zitternd vor Aufregung. „Damit wollen Sie ihm danken dafür, daß es selbst sich dem Monarchen zu Füßen geworfen hat, um Ihre Begnadigung zu erwirken?“

„Weshalb macht Anna dergleichen Allotria?“ erwiderte er rauh. „Nicht meine Begnadigung, sondern Gerechtigkeit mußte sie fordern; die Begnadigung giebt mir die verlorene Ehre nicht zurück. Und will ich auch annehmen, daß ich ihr Dank schulde, muß ich denn in diesem Hause ihn aussprechen? Ich erkenne wohl, daß man auf mancher Seite vor der Welt den Schein wahren möchte; aber von meiner Seite wird nichts geschehen, dieses Bestreben zu unterstützen.“

Er schritt an ihr vorbei, und Niemand versuchte, ihn

zurück zu halten; gegen diese Verbissenheit konnten auch die besten Gründe nichts ausrichten.

„Ich bitte Euch, geht nicht mit ihm in's Gericht," bat Anna, nach Fassung ringend, „das Unglück hat ihn verbittert. Wir müssen ihm Zeit lassen, bis er sich in die ihm fremd gewordenen Verhältnisse wieder gefunden hat. Er wird sein Unrecht einsehen —"

„Niemals!" unterbrach Schröder hier, der mit großen Schritten auf und nieder wanderte. „Den alten Groll gegen mich kann er nicht verwinden, und dieser Groll wird nun noch genährt dadurch, daß ich Obmann des Schwurgerichts war, das ihn verurtheilte. Er glaubt mir nicht, wenn ich ihm betheure, daß ich damals im Berathungszimmer eine Lanze für seine Schuldlosigkeit gebrochen habe, und beweisen kann ich es ihm nicht."

„So muß er seinen eignen Weg gehen," nahm seine Frau das Wort; „zwingen können wir ihn nicht, unsere Freundschaft anzunehmen und zu erwidern."

„Und Du bleibst bei uns," fügte Bertha, sich zur Freundin wendend, hinzu.

Anna wiegte ablehnend das Haupt; denn sie hatte ihren Entschluß gefaßt; der ernste Ausdruck ihres blassen Gesichts ließ es erkennen.

„Kann ich, darf ich es?" erwiderte Anna. „So unsagbar schwer es mir auch wird, aus diesem Hause zu scheiden, ich muß es, meine Pflicht gebietet es mir. Mein unglücklicher Vater bedarf meiner; er hat auf Gottes weiter Erde kein Menschenherz außer mir, das ihn trösten und ermuthigen könnte. Ich hätte mein Werk nur halb gethan, wollte ich jetzt ihn verlassen."

„Bedenkst Du auch, welches Loos Du an seiner Seite finden wirst?" fragte Bertha warnend.

„Was ist da noch zu bedenken? Ich muß handeln,

wie mein Gewissen es mir gebietet, und darin werdet Ihr Alle mir Recht geben."

„Leider müssen wir es," nickte der alte Herr. „Der Weg ist Dir nun vorgezeichnet; Du mußt ihn gehen, und ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß Du Dornen und Steine genug auf ihm finden wirst. Aber Du weißt auch, daß Du zu uns flüchten darfst, wenn Dein Muth sinken will, und die Kräfte Dich zu verlassen drohen. Wir tragen Deinem Vater keinen Groll nach, im Gegentheil, wir bewahren ihm eine herzliche Theilnahme, und den Tag, an dem er versöhnt dieses Haus wieder betritt, werden wir als einen Freudentag feiern."

„Du denkst edel, und Dein Herz ist ohne Falsch," versetzte Anna bewegt, indem sie ihm die Hand reichte; „wie kann ich Dir, wie Euch Allen jemals genug danken! Ob es mir gelingen wird, den Vater zu versöhnen, — ich weiß es nicht; aber ich hoffe es zu Gott, es soll fortan die Aufgabe meines Lebens sein."

Sie eilte hinaus. Es war zu viel in diesem kurzen Zeitraume auf sie eingestürmt; sie mußte allein sein, um ihre Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen.

„Halb und halb habe ich vorausgesehen, daß es so kommen würde," sagte Schröder kopfschüttelnd. „Ich kannte ja den Groll Heinau's, der aus früheren Zeiten datirt, und die Hartnäckigkeit, mit der mein einstiger Freund an diesem Groll festhielt."

„In mir hat das Auftreten dieses Mannes unwillkürlich die Vermuthung geweckt, daß sein Verstand Schiffbruch gelitten haben müsse," erwiderte Friedrich, „und erklären ließe sich dies durch die lange Haft, in der er Tag und Nacht mit dem Schicksal gehadert haben mag. Hätte ich hier ein Wort mitzureden, so würde ich Anna nicht gehen lassen; ich würde sie zurückhalten und — "

„Dazu haben wir keine Berechtigung," unterbrach sein Vater ihn, „und selbst wenn ich sie hätte, würde ich keinen Gebrauch davon machen. Anna muß handeln, wie Herz und Gewissen es ihr gebieten; ihr Vater ist ein armer, unglücklicher, mit Gott und der Welt zerfallener Mensch, ihm gehört fortan ihre Liebe; sie muß dieses Loos tragen, so schwer es ihr auch werden mag."

„So denke ich auch," fügte Frau Schröder hinzu, „wir können Anna beklagen und von ganzem Herzen bedauern; aber wir dürfen sie nicht zurückhalten."

Friedrich theilte diese Anschauungen nicht. Er fürchtete, das arme Mädchen ginge mit dem Scheiden aus dem elterlichen Hause für ihn verloren. Rasch entschlossen, suchte er Anna auf. Er fand sie in ihrem Zimmer mit dem Ordnen ihrer Garderobe beschäftigt.

„So willst Du uns wirklich verlassen?" fragte er mit leisem Vorwurf.

Ernst und ruhig blickte sie ihn an, und eine schmerzliche Resignation sprach aus ihren feuchten Augen.

„Muß ich es nicht?" erwiderte sie. „Darf ich meinen so unglücklichen Vater allein lassen? Du würdest wie ich handeln, wärst Du an meiner Stelle; deshalb mache mir keinen Vorwurf, er würde die Erfüllung meiner Kindespflicht erschweren."

„Und an uns denkst Du nicht?"

„An Euch, Friedrich? Ich werde Euch vermissen, Ihr aber —"

„Anna, kannst Du glauben, daß ich mich jemals in diesen Verlust finden werde? All' mein Sehnen, meine Wünsche und Hoffnungen werden Dir folgen, und scheidest Du jetzt von uns, wer weiß, — ob wir einander jemals wiedersehen werden!"

Sie hatte bei den ersten Worten die Wimpern gesenkt;

jetzt schlug sie die schönen Augen wieder auf zu ihm, und der Blick, der ihn traf, entzückte und berauschte ihn.

„Verzagst Du so leicht?“ fragte sie.

„Gewiß nicht; aber muß ich mir nicht sagen, daß Dein Geschick fortan von dem Willen Deines Vaters abhängen wird? Und wird der Groll Deines Vaters nicht zwischen uns eine unübersteigbare Schranke bilden? Wenn er Dich zum Beispiel zwingt, ihm nach Amerika zu folgen, wirst Du dann nicht auf immer für uns verloren sein?“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über ihr leicht erglühendes Gesicht, und zweifelnd wiegte sie das Haupt.

„Verloren für Euch?“ wiederholte sie. „Was verliert Ihr an mir? Die Lücke wird sich bald wieder schließen —“

„Für mich niemals, Anna!“ unterbrach er sie erregt. „Ich weiß, daß ich nur an Deiner Seite mein Glück finden kann, und daß das Leben keinen Werth mehr für mich hat, wenn ich Dich verliere.“

Sie lag an seiner Brust und schlang die Arme um seinen Nacken; einige Minuten lang vergaß sie alles Andre, um sich ganz dem unsagbar süßen Gefühl hinzugeben, das beseeligend sie durchzog.

„Schwärmer!“ sagte sie scherzend, „bin ich Dir wirklich so theuer?“

„Theurer als alle Schätze der Welt, als mein eignes Leben,“ antwortete er, sie heiß küssend.

„Nun denn, Du bist es mir auch, und nun frage ich Dich, wird solche Liebe nicht alle Hindernisse besiegen können?“

„Alle, nur nicht den starren Willen eines selbstsüchtigen Vaters.“

Sie entwand sich sanft seinen Armen, und ein wehmüthiger Zug umzuckte ihre Mundwinkel.

„Was fürchtest Du?“ fragte sie. „Wissen wir denn, ob mein Vater unserem Glück entgegentreten wird? Die

Worte, die er hier gesprochen hat, sind nicht maaßgebend für die Beantwortung dieser Frage, erst dann, wenn wir die Antwort erhalten haben —"

„Er soll sie noch heute uns geben," fiel Friedrich ihr in die Rede, und in dem Tone, den er anschlug, lag feste Entschlossenheit. „Frei und offen werde ich unsre Liebe ihm bekennen, und will er trennend zwischen uns treten, so halte ich Dich fest in meinen Armen, und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen."

„Nicht doch!" entgegnete Anna ernst. „Die Stimmung, in der mein Vater gegenwärtig sich befindet, läßt keine Werbung zu. Du würdest eine schroffe Antwort erhalten; das aber wollen und müssen wir vermeiden, wenn wir es können. Warten wir, bis es in seiner Seele ruhiger geworden ist, und ich ihn überzeugt habe, daß er Deinen Eltern Unrecht that. Dann erst ist der rechte Zeitpunct gekommen."

„Und wenn er nun diese Stadt verlassen und jenseits des Oceans eine neue Heimath suchen will?"

„Er wird das nicht wollen!"

„Erinnert ihn hier nicht Alles an das, was er in den letzten Jahren erduldete?"

„Eben deshalb wird er hier bleiben," versetzte Anna in zuversichtlichem Tone. „Sein ganzes Streben wird dahin gerichtet sein, den Mann zu finden, für dessen Schuld er büßen mußte."

„Und wie bald wird er die Ueberzeugung gewinnen, daß alle seine Nachforschungen und Bemühungen vergebens sind!" seufzte Friedrich. „Wer kann jetzt noch den Schuldigen ermitteln? Hat er aber diese Ueberzeugung gewonnen, dann hält ihn hier sicher nichts mehr zurück, und in seiner Selbstsucht wird er von Dir fordern, daß Du ihn begleiten sollst."

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und sah ihm bittend in die Augen.

„So wollen wir das abwarten," erwiderte sie ruhig. „Erfüllt sich Deine Befürchtung, so können wir immer noch Schritte thun, den Vater von der Ausführung dieses Entschlusses zurückzuhalten."

„Dann wird es zu spät sein" —

„Zu spät? Das Band, das unsre Herzen aneinander kettet, soll Niemand zerreißen."

Er schloß sie noch einmal in seine Arme, und nach einer Stunde verließ Anna das Haus.

Achtes Capitel.

Alte Rechnungen.

Heinau dachte nicht im Entferntesten daran, es als ein Opfer zu betrachten, daß seine Tochter treue Freunde verlassen und ein Leben voll Glück und Sonnenschein hingegeben, um fortan sich ihm zu widmen.

Er hatte Anna herzlich aufgenommen und schon am ersten Tage sich Alles berichten lassen, was während seiner langen Haft vorgefallen war; aber von den Verdiensten Schröder's wollte er nichts wissen. So oft Anna die Rede auf dieses Thema brachte, loderte der alte Groll wieder in ihm auf. Es kostete ihn große Ueberwindung, das Haus Schröder's noch einmal zu betreten; aber er mußte es thun, um mit dem Verwalter seines kleinen Vermögens abzurechnen, und Schröder selbst vermied bei dieser Zusammenkunft, irgend etwas zu berühren, was nicht auf das Geschäft Bezug hatte.

Vorher schon hatte Heinau eine kleine, freundliche Wohnung gemiethet und bezogen, und in diese Wohnung kehrte er jetzt aus dem Hause Schröder's zurück.

„So wäre auch das geordnet!“ bemerkte er, während er ein Packet Papiere auf den Tisch warf und seinen Hut daneben legte; „mit diesem Menschen bin ich nun, Gottlob, auseinander. Ich muß ihm leider das Zeugniß geben, daß er ein ehrlicher Verwalter gewesen ist; aber es ist kein besonderer Ruhm, ehrlich zu sein, wenn man voraus weiß, daß die Abrechnung später streng geprüft wird.“

Anna saß am Fenster, mit einer Stickerei beschäftigt; in ihrem Blick, der erwartungsvoll auf dem Vater ruhte, spiegelte sich ein ernster Vorwurf. „Vater!“ rief sie flehend.

Er holte ein Notizbuch aus der Tasche, und ohne lange in ihm zu blättern, fand er sofort, was er suchte.

„Ihrer Zwölf sprachen das Schuldig über mich aus, trotzdem meine Schuld nicht bewiesen worden war, und an der Spitze dieser Zwölf stand er,“ fuhr er fort. „Höre nun, wer meine Richter waren, ich habe mich bereits nach dem Geschick eines Jeden von ihnen erkundigt, kann Dir also auch zu jedem Namen den Commentar liefern. Hugo Schröder, Getreidehändler, ein Mann von Bildung und Ansehen, persönlicher Feind des Angeklagten, soll durch Verluste und unglückliche Speculationen dem Bankerott nahe sein und in der letzten Zeit nur durch Wechselreitereien sich vor dem Ausbruch der Katastrophe bewahrt haben.“

„Das kann nicht wahr sein!“ rief Anna entrüstet.

„Ich habe meine Nachrichten aus zuverlässigen Quellen. Zweiter Geschworener: Carl Bartsch; er war in seiner Jugend Babiergehilfe, dann Friseur und schließlich Rentier, — inzwischen gestorben. Man sagte ihm zu seinen Lebzeiten nach, daß jedes Wort, welches er spreche, eine Lüge sei. Dritter Geschworener: Peter Faller, Sohn eines Bauern und selbst Bauer, eine ehrlicher Mann, aber ohne jegliche Schulbildung, einer von Denjenigen, die ein Gericht Sauerkohl mit geräuchertem Schweinefleisch für den höchsten Lebensgenuß halten. Er lebt noch. Vierter Ge-

schworener: Franz Joseph Meiering, Kupferschmied, ein grober, ungeschliffener Mensch, der außer seinem Handwerk nichts gelernt hat und selten nüchtern ist; lebt ebenfalls noch, befindet sich aber augenblicklich im Irrenhause, in das ihn der Säuferwahnsinn gebracht hat."

„Aber wie ist es möglich, daß ein solcher Mann Geschworener sein konnte?" schaltete das Mädchen zweifelnd ein.

„Damals hatte er es noch nicht so weit gebracht, daß man ihn in's Irrenhaus sperren durfte," entgegnete Heinau düster, „und da er den nöthigen Steuersatz zahlte, um Geschworener werden zu können, so wurde sein Name auf die Liste geschrieben. Höre weiter. Fünfter Geschworener: Clemens Wiese, vormals Kellner, gewann in der Lotterie eine bedeutende Summe und begründete damit einen Colportage-Verlag. Die Werke, die aus diesem Verlage hervorgehen und unter dem gewöhnlichem Volk massenhafte Verbreitung finden, sind unsittlich und demoralisirend; aber Wiese gilt heute noch für einen reichen Mann. Sechster Geschworener: Paul Bandhart, Viehhändler, über den sich weiter nichts sagen läßt, als daß er die Bauern betrügt, wo er nur kann. Siebenter Geschworener: Oscar Wildmann, studirte Jura, fiel im Examen durch und wurde nach langen Kreuz- und Querfahrten glücklicher Besitzer einer Branntweinschänke, deren Eigenthümerin er heirathete. Da Madame ein hübsches Vermögen besaß, war es ihm gestattet, nach Höherem zu streben; er übernahm einen Gasthof zweiten Ranges und brachte denselben dadurch in Flor, daß er seinen Gästen lustige Schnurren erzählte. Er ist inzwischen gestorben, durch einen Sturz in den Keller verunglückt, und seine Wittwe hat zum dritten Male geheirathet. Achter Geschworener: Caspar Schmitz, ein ehrlicher, aber im höchsten Grade bornirter Zimmermeister, ebenfalls todt. Neunter Geschworener:

Valentin Freiberg, Bäcker; man macht ihm den Vorwurf, daß er einen unsittlichen Lebenswandel führe, nichts desto weniger, und trotzdem man Beweise für seine Sünden gegen das siebente Gebot hatte, war er und ist er noch Stadtverordneter, ein getreuer Trabant des Bürgermeisters, dessen Vorschläge und Anordnungen, mögen sie sein, welche sie wollen, er ohne Bedenken genehmigt. Zehnter Geschworener: Abraham Beier, Papierhändler, ein hochmüthiger, von sich selbst eingenommener Mensch, der Alles besser wissen will und überall, wohin er kommt, das große Wort führt, dabei sich dadurch lächerlich macht, daß er mit Fremdwörtern um sich wirft, die er selbst nicht versteht. Elfter Geschworener: Friedrich Rank, ein alter, gutmüthiger Rentier, der keine eigene Meinung hat und Jedem Recht giebt; es ist Kinderspiel, ihm zu beweisen, daß fünf eine gerade Zahl sei. Zwölfter Geschworener: Theodor Boldermann, ein Mensch, von dem man nicht weiß, wie er sein Vermögen erworben hat. Als armer Schiffsjunge verließ er die Heimath, und als reicher Mann kehrte er zurück; seine Manieren sind roh und brutal, seine Aeußerungen verrathen eine empörende Herzlosigkeit. Man will behaupten, er habe in fernen Welttheilen sich am Sclavenhandel betheiligt und auf diesem Wege große Summen verdient; nie hat man Gewißheit darüber erhalten können. Er ist gestorben, und Niemand hat ihn betrauert. — Das waren die Männer, die über mich richteten," fuhr Heinau fort, während er das Notizbuch wieder in die Tasche schob. „Sie sprachen das „Schuldig", ohne den geringsten Schuldbeweis zu haben."

Anna blickte den Vater starr an. Es lag zu viel Gehässiges in seinen Bemerkungen über die Geschworenen, als daß nicht Zweifel an der Wahrheit derselben in ihr hätten aufsteigen müssen. Aber es führte ja doch zu nichts, wenn sie auch diese Zweifel äußerte. Sie nahm sich vor, Schröder

gelegentlich um Aufschluß über die Persönlichkeiten der damaligen Geschworenen zu bitten.

„Doch zu etwas Anderem," hob der Vater wieder an. „Ich finde da unter den Papieren, die Schröder mir ausgeliefert hat, einen sonderbaren Vertrag, den Deine Mutter mit meinem früheren Buchhalter Schwaneberg geschlossen hat; ist Dir darüber vielleicht etwas Näheres bekannt?"

„Nein, ich weiß nur, daß Mama diesen Mann fürchtete; sie nannte ihn unsern bösen Dämon."

„Diese Bezeichnung war noch zu gelinde; der Mann ist ein Schurke, und deshalb begreife ich nicht, daß Deine Mutter diesen Vertrag mit ihm schließen konnte."

„Herr Schröder kann Dir darüber wohl Auskunft geben."

„Ihn mag ich nicht fragen; was ich wissen will, werde ich auch ohne ihn erfahren."

Er hatte sich erhoben und die Hände auf den Rücken gelegt; mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer.

„Hast Du in der anderen Angelegenheit schon Schritte gethan?" fragte sie nach einer Pause.

„In welcher?" erwiderte er, wie aus einem verworrenen Traume erwachend.

„Du wolltest Dir Mühe geben, den Thäter zu ermitteln."

„Kind, es besteht wenig Hoffnung, daß ich etwas erreichen werde," entgegnete er achselzuckend. „Damals, gleich nach der That hätte Vieles geschehen können; aber Niemand hielt es der Mühe werth: Das Gericht hatte ja einen Schuldigen, damit begnügte es sich. Jetzt, wer will jetzt noch Spuren finden, die nur mit einiger Aussicht auf Erfolg verfolgt werden können? Ich habe mit einem tüchtigen Beamten der Criminalpolizei darüber berathen, und er meinte, ich würde mir nur Kosten und Mühe machen und nichts erreichen."

„Schwierig wird es allerdings sein —"

„Und ich behaupte auch keineswegs, darauf verzichten zu wollen; aber zuvor müssen die alten Rechnungen geordnet werden."

„Mit wem?" fragte Anna, von banger Ahnung getrieben.

„Mit Schwaneberg vor allen Andern."

„Du wirst Dir dadurch nur nutzlose Aufregungen bereiten."

„Gleichviel, es wäre Feigheit, wollte ich diesem Manne verborgen halten, wie ich über ihn denke," erwiderte Heinau, während er aus den Papieren, die auf dem Tische lagen, ein Schriftstück heraussuchte, das er in die Tasche steckte. „Zwar weiß er das schon; aber ich habe noch Anderes mit ihm zu sprechen, und namentlich in Bezug auf diesen Contract will ich klar sehen."

Er nahm seinen Hut und verließ das Haus, und während er rasch durch die Straßen wanderte, dachte er daran, wie oft er in seiner einsamen Gefängnißzelle sich danach gesehnt hatte, diesem Manne noch einmal gegenüberzustehen und seinem Haß gegen ihn Luft zu machen.

Er kannte Viele von Denen, die ihm begegneten; aber er gab sich den Anschein, als sehe er sie nicht; es war ja fraglich, ob sie seinen Gruß erwidern würden, und thaten sie es wirklich, dann mußte er vielleicht stehen bleiben, um ihre neugierigen Fragen zu beantworten, Fragen, die ihm schon deshalb lästig fielen, weil sie scheinbar auf erheuchelte Theilnahme sich stützten.

Wozu konnte es auch dienen, den früheren Verkehr wieder anzuknüpfen? Er durfte nicht erwarten, daß man mit Vertrauen ihm entgegenkam; die Menschen hatten ihn ohne Erbarmen unter die Füße getreten, und er wollte von ihnen nichts mehr wissen.

Selbst Denen, die das Begnadigungsgesuch für ihn

unterzeichnet hatten, grollte er, weil sie seine Begnadigung und nicht Gerechtigkeit gefordert hatten.

Vor dem Hause, in dem er lange Jahre so glücklich gewesen, blieb er tief aufathmend stehen. Das Schild auf der Thür trug jetzt den Namen Schwaneberg's, desjenigen Mannes, dem er sein ganzes Elend verdankte.

Die beiden Brüder konnten ihre Bestürzung nicht verhehlen, als sie den Eintretenden erblickten. Sie hatten von seiner Begnadigung noch nichts erfahren, und erst die Zeitung, die am Abend dieses Tages erschien, sollte eine ausführliche Nachricht darüber bringen.

„Erwacht das böse Gewissen?“ Mit diesen Worten begleitete Heinau seinen Eintritt, während seine fieberglühenden Augen mit durchdringendem Blick auf dem fahlen Antlitz Otto's hafteten. „Sie haben wohl niemals an die Möglichkeit gedacht, daß wir einander noch einmal Auge in Auge gegenüber stehen könnten?“

Otto Schwaneberg hatte sich schnell wieder gefaßt. Scheinbar ruhig trat er dem Manne, dessen Haß er kannte, entgegen.

„Leider konnte ich an diese Möglichkeit nicht denken,“ antwortete er; „aber ich gratulire Ihnen aufrichtig, wenn Ihre Schuldlosigkeit an den Tag gekommen sein sollte.“

„Sie Heuchler!“ spottete Heinau. „Dafür, daß alle Welt mich schuldig halten muß, und daß damals auf keinen anderen Menschen als auf mich der entsetzliche Verdacht fallen konnte, haben Sie ja gesorgt.“

„Aber Sie sind frei —“

„Jawohl, — begnadigt, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, und dafür wenigstens danke ich unserm Monarchen, daß er mir durch diese Begnadigung Gelegenheit geboten hat, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Sie sind ein Schurke gewesen, so lange ich Sie kenne —“

„Herr Heinau, Sie befinden sich unter meinem Dache,“ unterbrach Schwaneberg ihn.

„Pah, erinnern Sie sich lieber an die Zeit, in der Sie unter diesem Dache mein Brot aßen! Wie haben Sie mir gelohnt für meine Güte und mein Vertrauen? Dadurch, daß Sie mich verleumdeten und mich eines Betrugs beschuldigten, an den ich niemals auch nur im Traume dachte. Hätten Sie gehört, was mir Körner in der letzten Stunde unseres Zusammenseins über Sie berichtete, so würden Sie wohl nicht mehr den Muth haben, mir in's Auge zu sehen.“

„Ich weiß allerdings nicht, was und überhaupt ob Herr Körner etwas über mich Ihnen gesagt hat,“ erwiderte Schwaneberg, Gelassenheit heuchelnd, „jedenfalls hatte ich damals zwischen den beiden streitenden Associés einen schweren Stand. Ich sollte Jedem Recht geben, die Sache eines Jeden zu der meinigen machen; ich kann mir wohl denken, daß Körner wüthend darüber war, sich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen.“

„Wollen Sie auch die Beweise leugnen, die Körner mir vorgelegt hat?“ fragte Heinau.

„Bitte, zeigen Sie mir dieselben, ich werde sie prüfen —“

„Hätte ich sie damals mitgenommen, so würden Sie vor Gericht nicht die Rolle eines glaubwürdigen Zeugen gespielt haben. Sie sind verschwunden mit dem Gelde, welches ich meinem Associé zahlte.“

„Unter solchen Umständen sind Behauptungen sehr wohlfeil,“ erwiderte Schwaneberg. „In meine Glaubwürdigkeit hat außer Ihnen Niemand Zweifel gesetzt; wie konnte man es auch! Ich bin ein ehrenhafter, unbescholtener Mann, dem Niemand Schlimmes nachsagen kann —“

„Und wie man behauptet, sind Sie inzwischen ein reicher Mann geworden,“ fiel Heinau ihm sarkastisch in's Wort;

„der Himmel mag wissen, auf welchem Wege und durch welche Mittel Sie es wurden.“

„Durch meine Arbeit!“

„Das lügen Sie mir nicht vor, Sie gehörten stets zu Denen, welche die Bequemlichkeit lieben. Es war niemals Ihre Sache, mehr zu thun, als die Pflicht Ihnen gebot.“

„Sie sollten mit einem Urtheil darüber zurückhalten. — Sie wollten nicht durch Arbeit, sondern durch das Hasardspiel an der Börse ein Vermögen erwerben.“

„Und Sie haben es durch Betrug erworben!“

„Ferdinand, Du hörst es,“ wandte Schwaneberg sich mit gemessener Ruhe zu seinem Bruder; „es sollte mir Leid thun, wenn ich gegen meinen ehemaligen Principal eine Verleumdungsklage anstrengen müßte; werde ich aber dazu gezwungen, so ist es meine Schuld nicht, und Du wirst alsdann zeugen. Ich habe dieses Geschäft unter schwierigen Verhältnissen übernommen und durch rastlosen Fleiß wieder in Flor gebracht. Sie sind selbst Geschäftsmann, sogar Inhaber dieses Geschäfts gewesen, Sie müßten wissen, was man durch rastlose Arbeit erreichen kann.“

„Nicht so viel in so kurzer Zeit, daß man so reich werden kann, wie Sie es geworden sind,“ versetzte Heinau. „Indeß gehen Ihre Privatangelegenheiten mich weiter nichts an. Hören Sie, was mich hierher führt. Unter meinen Papieren finde ich einen Vertrag, den Sie mit meiner Frau geschlossen haben —“

„Mein Vorgänger schloß ihn; ich habe den Vertrag später übernommen,“ unterbrach Schwaneberg ihn. „Frau Heinau verkaufte die Destillerie einem Herrn Robert Schmidt, und außer dem Kaufpreise, der baar gezahlt wurde, bedang sie sich für zehn Jahre einen Antheil am Reingewinn aus.“

„Fünf Procent?“

„Jawohl. Schmidt verstand es nicht, dieses Geschäft zu führen; er überließ die Arbeit andern Leuten und führte selbst ein flottes Leben. Das Ende ließ nicht lange auf sich warten; er gerieth mehr und mehr in Schulden und mußte endlich das Geschäft einem Andern übertragen, wenn er sich vor dem Bankerott schützen wollte.“

„Und da übernahmen Sie es?“ fragte Heinau spöttisch. „Sie hatten das wohl längst beabsichtigt und dahin gewirkt, daß er es Ihnen übertragen mußte?“

„Sie wittern in Allem eine schlimme Absicht,“ antwortete Schwaneberg. „Lag es denn nicht in seinem eignen Interesse, mir zuerst das Anerbieten zu machen? Ich kannte aus langjähriger Erfahrung dieses Geschäft; überdies wußte Schmidt, daß ich die Mittel besaß, den Kaufpreis zu zahlen. Natürlich mußte ich die lästige Bedingung mit übernehmen —“

„Aber meine Frau war nicht gezwungen, diese Uebertragung zu genehmigen!“

„Gezwungen? Nein, aber in ihrem Interesse lag es, und das hat sie sofort begriffen. Genehmigte sie die Uebertragung nicht, so war Schmidt bankerott, und dann verlor sie Alles; kam aber das Geschäft in den Besitz eines thätigen und erfahrenen Mannes, so durfte sie auf eine bessere Einnahme rechnen, als diejenige war, die sie in den ersten fünf Jahren bezogen hatte.“

„Ich möchte eher glauben, daß sie darüber anders gedacht hat,“ erwiderte Heinau, der trotz seines Hasses sich der Richtigkeit dieser Gründe nicht verschließen konnte. „Aber sei dem, wie ihm wolle, ich wünsche diesen Vertrag zu lösen; zwischen uns Beiden kann keine Gemeinschaft sein.“

Schwaneberg trommelte mit den mageren Fingern auf der Decke seines Schreibpults, ein triumphirender Zug glitt flüchtig über sein Gesicht.

„Und in welcher Weise würden Sie ihn lösen wollen?" fragte er.

„Wie lange gilt der Contract noch?"

„Fünf Jahre."

„Und können Sie schon jetzt den Reingewinn des laufenden Geschäftsjahres annähernd berechnen?"

„Annähernd wohl, aber dabei kann nur von einer oberflächlichen Schätzung die Rede sein; mit Sicherheit dürfte das Resultat erst dann festzustellen sein, wenn die Bilanz gezogen wird."

„Es kommt mir auf einige Thaler mehr oder weniger nicht an," versetzte Heinau, dem die geschäftlichen Verhandlungen mit diesem Manne immer peinlicher wurden; „nennen Sie eine runde Summe, die Sie für die Lösung des Vertrags zahlen wollen; ich werde Ihnen dann eine Erklärung ertheilen, ob ich Ihren Vorschlag annehme."

Schwaneberg holte ein dünnes Buch aus seinem Pult und blätterte einige Minuten darin; er schien in dieser Angelegenheit mit der größten Gewissenhaftigkeit verfahren zu wollen.

„Für dieses Jahr könnten auf Ihren Antheil hundertfünfzig bis zweihundert Thaler fallen," nahm er endlich das Wort; „ob aber in den nächsten Jahren der Gewinn eben so groß sein wird —"

„Nennen Sie die Summe," unterbrach Heinau ihn.

„Fünfhundert Thaler, mehr kann ich nicht geben."

Damit klappte Schwaneberg das Buch zu, und seinem forschenden Blick entging das verächtliche Lächeln nicht, das die Lippen Heinau's umzuckte.

„Denken Sie nicht, ich mache dabei ein gutes Geschäft," fuhr er fort; „das baare Geld ist augenblicklich knapp, und mir wäre es weit lieber, wenn der Vertrag bestehen bliebe. Wenn Sie Alles wüßten, was in den Jahren Ihrer Ab-

wesenheit sich ereignet hat, so würden Sie Ihren Feind nicht unter diesem, sondern unter einem andern Dache suchen. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie mit Schröder in Güte auseinanderkommen; halten Sie die Augen offen, er hat damals so bereitwillig die Verwaltung Ihres Vermögens übernommen, daß ein leises Mißtrauen wohl gerechtfertigt ist."

„Kommen wir zum Ende!" erwiderte Heinau schroff. „Ich nehme Ihren Vorschlag an; wann kann die Angelegenheit geordnet werden?"

„Es muß notariell geschehen. Sofern Sie morgen Vormittag sich hier einfinden wollen —"

„Ich werde erscheinen," versetzte Heinau rasch, und ehe Schwaneberg eine Erwiderung darauf geben konnte, hatte sein Gegner schon das Comptoir verlassen.

„Wieder ein Feind mehr!" nahm Ferdinand das Wort, der scheinbar der ganzen Unterredung keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. „Den Haß dieses Mannes wirst Du niemals tilgen können."

„Bah, was hätte ich von seinem Haß zu fürchten?" erwiderte Otto geringschätzend. „Unternimmt der Mann irgend eine Feindseeligkeit gegen mich, so muß die Polizei mich vor dem begnadigten Verbrecher schützen. Sobald Beschwerden über ihn, der noch unter polizeilicher Aufsicht steht, einlaufen, so — — —"

Er brach hier plötzlich ab und ging den beiden Herren, die in diesem Augenblick eintraten, entgegen.

„Herr Doctor Flügel, mein Advocat!" stellte Robert Jäger seinen Begleiter vor; „wir kommen wegen der Abrechnung, in der ich Manches nicht in Ordnung finde."

„Und da drohen Sie mir gleich mit einem Proceß?" fragte Schwaneberg ironisch, während er die Thüre zum Cabinet öffnete und die Herren durch einen Wink aufforderte, einzutreten.

„Von einer solchen Drohung weiß ich nichts," entgegnete der Doctor; „es wird eben auf Sie ankommen, ob ein Proceß vermieden werden kann. Mein Client bestreitet manche Puncte in Ihrer Rechnungsaufstellung, wir wollen uns nur darüber vorläufig näheren Aufschluß verschaffen."

Er hatte, während er dies sagte, an dem Tische Platz genommen und die Abrechnung nebst andern Papieren und einem eleganten Notizbuch vor sich hingelegt.

„Aufschluß?" erwiderte Schwaneberg. „Ich habe ein besonderes Buch über das Vermögen dieses Herrn geführt, wenn Sie es einsehen wollen —"

„Dadurch würden wir nicht klüger werden, wie wir sind," fiel der Advocat ihm in die Rede, „das Buch wird nichts Anderes enthalten wie dieser Auszug. Sind die Börsengeschäfte in jenem Buche ausführlich verzeichnet?"

„Allerdings."

„Und können Sie beweisen, daß diese Geschäfte wirklich, und zwar für Rechnung meines Clienten gemacht worden sind?"

„Muß das bewiesen werden?" fragte Schwaneberg in spöttischem Tone. „Herr Jäger hat mich beauftragt, mit seinem Gelde an der Börse zu speculiren, wie das die Vollmacht darthut. Er hat niemals sich nach der Art und den Resultaten dieser Börsengeschäfte erkundigt, der Auftrag war also Vertrauenssache."

„Sehr wohl," nickte der Doctor, „aber gerade deshalb liegt es in Ihrem eigenen Interesse, zu beweisen, daß diese Geschäfte wirklich gemacht worden sind."

„Das kann ich!"

„Wodurch?"

„Durch die Quittungen über die gezahlten Differenzen."

„Auf welchen Namen sind diese Quittungen ausgefertigt?"

„Auf meinen eigenen, wie sich von selbst versteht."

„Ah, also sind die Geschäfte nicht auf den Namen meines Clienten, sondern auf Ihren eigenen Namen gemacht worden?" fragte der Doctor. „Wir bestreiten aber gerade, daß Herr Jäger verpflichtet ist, für alle diese Verluste aufzukommen."

„Sie können natürlich Alles bestreiten," versetzte Schwaneberg; „nur wollen wir abwarten, ob das etwas hilft. Ich lege die Vollmacht vor und beschwöre, daß ich für eigene Rechnung niemals in Werthpapieren speculirt habe. Wenn Sie den Rechnungsauszug durchsehen, so werden Sie finden, daß nicht nur Verluste, sondern auch Gewinne gebucht sind."

„Dieser Wortstreit führt zu nichts," bemerkte der Doctor. „Bezüglich der Börsengeschäfte werden Sie uns vollgiltige Beweise für die Richtigkeit Ihrer Buchungen vorlegen und außerdem beschwören müssen, daß alle diese Geschäfte von Hause aus im Auftrage und für Rechnung meines Clienten gemacht worden sind. Wie verhält es sich nun mit den Zahlungen, die Sie Herrn Jäger persönlich gemacht haben? Mein Client behauptet, jede von Ihnen empfangene Summe angeschrieben zu haben; aber Ihre Buchungen betragen fünfzigtausend Thaler, während die Aufstellung des Herrn Jäger nur dreizigtausend Thaler ergiebt."

„Und welchen Schluß wollen Sie daraus ziehen?" wandte Schwaneberg, der seine Ruhe nicht verlor, ein. „Wollen Sie mir etwa den Vorwurf falscher Buchung machen? Ihr Client hatte viele Freunde, die aus seinen Taschen ihre Börsen füllten, und es kam ihm nicht darauf an, inmitten einer lustigen Stunde einen Wechsel auf mich auszustellen. Sollte er wirklich diese Wechsel alle notirt haben? Er dachte nicht einmal daran, mir vorher Anzeige davon zu machen. So kam ich manchmal in

Verlegenheit, wenn mir plötzlich ein Wechsel vorgezeigt wurde, von dem ich keine Ahnung hatte."

„Alles, was Sie da gesagt haben, beruht auf Unwahrheit, oder um mich gelinder auszudrücken, auf Entstellung der Thatsachen," erwiderte Robert, aus dessen Augen der helle Zorn leuchtete.

„Ich muß es dem Herrn Doctor anheimstellen, den Werth dieser Erklärung zu beurtheilen," sagte Schwaneberg.

Der Advocat hatte das elegant gebundene Notizbuch geöffnet und flüchtig die Notizen mit dem Rechnungsauszuge verglichen.

„Dieser Punct ist sehr leicht zu erledigen," versetzte er; „als vorsichtiger Mann werden Sie alle Quittungen und Wechsel aufbewahrt haben; legen Sie uns dieselben vor."

Schwaneberg erhob gegen diese Aufforderung keinen Einwurf; er verließ das Cabinet und kehrte nach kurzer Zeit mit einem ziemlich umfangreichen. Packet zurück, welches die Aufschrift: „Quittungen" trug. Die Quittungen waren nach dem Datum sorgfältig geordnet; er konnte sie Stück für Stück in derselben Reihenfolge vorlegen, wie die Summen in der Abrechnung standen.

Der Advocat verglich die Quittungen mit der Aufstellung und übergab sie dann seinem Clienten zur näheren Prüfung.

Dem scharf beobachtenden Blick Schwaneberg's entging es nicht, daß Robert mehrere Wechsel zurücklegte, nachdem er sie vorher mit den Notizen in seinem eigenen Buch verglichen hatte.

„Alle diese Wechsel und Quittungen sind gefälscht," rief endlich Robert, auf die Papiere deutend, die er zurückgelegt hatte. „Auf einigen ist mein Name, auf andern die Summe gefälscht —"

„Das müßte mit einem Wunder zugehen," erklärte Schwaneberg. „Alle Quittungen sind von Ihnen in meiner Gegenwart unterzeichnet worden —"

„Und in diesen Quittungen sind die Summen gefälscht," unterbrach Robert ihn mit scharfer Betonung.

„Sie beschuldigen mich der Fälschung und des Betrugs? Ich fordere Beweise!"

„Sehen Sie in mein Buch; hier stehen die Beträge bedeutend geringer verzeichnet."

„Und Ihre Notizen wollen Sie als Beweismittel gegen mich aufführen? Damit würden Sie bei jedem verständigen Manne sich lächerlich machen! Haben Sie keinen andern und bessern Beweis als diesen, dann hüten Sie sich wohl, ihre Behauptungen laut werden zu lassen."

„Einen andern Beweis?" entgegnete Robert, ihn fest anblickend. „Sie haben dafür gesorgt, daß er nicht in der Möglichkeit liegt! Sie haben die Quittungen geschrieben, die ich nur zu unterzeichnen brauchte, da war es leicht, später die Summe zu ändern. So lautete diese Quittung ursprünglich auf hundert Thaler. Sie haben daraus vierhundert gemacht; die Fälschung war in diesen wie auch in den andern Fällen Kinderspiel!"

„Sie leugnen das?" fragte der Doctor, zu Schwaneberg aufschauend, nachdem er einen prüfenden Blick auf das Papier geworfen hatte.

„Ich leugne das nicht nur, sondern ich beschuldige auch diesen Mann der absichtlichen Verleumdung!" antwortete Schwaneberg, das Haupt trotzig zurückwerfend. „Ich kann durch meine Bücher beweisen, daß die Summen wirklich gezahlt worden sind."

„Und Sie, Herr Jäger?"

„Ich bleibe bei meiner Behauptung. Auf diesen Wechseln hier," und dabei schob der junge Mann einige andere Wechsel vor, — „ist sogar meine Unterschrift falsch."

„Wäre dem in der That so, so würde es mich wenig kümmern," versetzte Schwaneberg, „ich habe die Unter-

schrift für recht gehalten und kein Bedenken getragen, die Wechsel einzulösen; mag der Herr sich nun an Diejenigen halten, welche die Fälschung begingen und die Summen eincassirten. Ich fürchte freilich, daß dabei nichts Sonderliches für ihn herauskommen wird; denn er hatte eine Menge zweifelhafter Bekanntschaften —“

„Die Namen, auf welche diese Wechsel lauten, sind mir ganz unbekannt,“ fiel Robert ihm in's Wort.

„Auch das kümmert mich nicht, die Wechsel wurden mir vorgezeigt, und ich war nicht verpflichtet, mit den Inhabern derselben ein Examen anzustellen.“

„Sie werden keinesfalls auf die betreffenden Summen verzichten wollen,“ nahm der Doctor wieder das Wort, „und mein Client beharrt bei seinen Behauptungen, über deren Begründung nun der Richter entscheiden muß. Nach Ihrer Abrechnung hat Herr Jäger eine Summe von etwas über fünftausend Thaler zu fordern, wollen Sie dieses Geld auszahlen?“

„Gewiß, aber nur unter der Bedingung, daß Herr Jäger in seiner Quittung ausdrücklich erklärt, diese Summe als Restzahlung empfangen und meine Abrechnung richtig befunden zu haben.“

„Sie sind nicht berechtigt, diese Bedingung zu stellen,“ erwiderte der Advocat. „Was Sie nach Ihrer eigenen Erklärung schuldig sind, müssen Sie bedingungslos zahlen; über die Richtigkeit der Abrechnung wird der Richter entscheiden.“

„Wird die Bedingung nicht erfüllt, so zahle ich auch das Geld nicht!“ entgegnete Schwaneberg trotzig. „Mag der junge Herr zusehen, wie weit er mit seiner Behauptung kommt, daß ich ein Fälscher und Betrüger sei, ich werde —“

„Genug!“ erwiderte der Doctor sich erhebend. „Ich fürchte, der Proceß wird Ihnen keine Ehre machen, Herr

Schwaneberg, Sie thäten in Ihrem eigenen Interesse besser, einen Vergleich anzubahnen —"

„Würde ich damit nicht zugeben, daß die Verleumdungen dieses Herrn begründet seien? Machen Sie nur immer den Proceß anhängig, ich will doch sehen, ob das Gericht einen ehrlichen Mann nicht gegen leichtfertige Verdächtigungen in Schutz nimmt!"

Die beiden Herren erwiderten nichts weiter; sie verließen das Haus, und draußen versprach der Advocat dem jungen Mann, sofort die nöthigen Schritte zu thun, um die Klage gegen Schwaneberg einzuleiten.

Neuntes Capitel.

Ein Blitz aus heitrem Himmel.

In demselben Hôtel „zur Krone," in welchem Heinau nach seiner Begnadigung zwei Tage gewohnt hatte, war heute ein Fremder eingekehrt, der die Neugier des Zimmerkellners in hohem Grade reizte. Der Zugereiste war nicht mehr jung, aber man konnte ihn auch nicht alt nennen; er stand in der Mitte jenes Alters, das man für den Mann als das beste bezeichnet, und man hätte ihn hübsch nennen können, wenn in seinem von der Sonne stark gebräunten Gesicht nicht die Spuren eines sehr bewegten, von Leidenschaften durchflochtenen Lebens gar zu sichtbar gewesen wären.

Sein Anzug mochte vormals für sehr elegant gegolten haben; jetzt war er ziemlich abgetragen und fadenscheinig; aber man bemerkte das nicht, wenn man ihn nicht genauer betrachtete, und die Art, wie er ihn trug, machte es Jedem, der einen scharfen Blick dafür besaß, klar, daß der Mann einst bessere Tage gesehen hatte.

In's Fremdenbuch schrieb er den Namen: „John

Parker aus Calcutta" ein, und der Kellner erinnerte sich dabei, einmal von einem indischen Nabob gehört oder gelesen zu haben, der als zehnfacher Millionär so dürftig gekleidet gewesen war, daß selbst ein Bettler sich dieses Anzuges geschämt haben würde.

John Parker schien übrigens nicht zum ersten Mal sich in dieser Stadt zu befinden. Nachdem er im Speisesaale sein Abendbrod verzehrt hatte, fragte er den Kellner, in welchem Local man bei anständiger Gesellschaft ein gutes Glas Bier bekomme. Das Local wurde ihm bezeichnet; er nickte dankend und erklärte, eines Führers nicht zu bedürfen, da die betreffende Restauration ihm bekannt sei.

Schwaneberg pflegte jeden Abend die Restauration zu besuchen, und es traf sich zufällig, daß der Fremde an demselben Tische Platz nahm, an dem jener saß.

Da den Fremden das Gespräch der Umsitzenden nicht interessirte, so forderte John Parker die neueste Zeitung. Ueber die politischen Nachrichten schweifte sein Blick flüchtig hinweg, und schon wollte er dem Inseratentheil seine Aufmerksamkeit zuwenden, als diese durch einen langen Artikel gefesselt wurde, der ihn mehr und mehr zu interessiren schien. Es war ein genauer, durchaus objectiv gehaltener Bericht über die Begnadigung Heinau's; der Verfasser betonte indeß, daß ein überzeugender Schuldbeweis nicht gefunden worden sei. John Parker las den Bericht noch einmal, dann holte er ein Notizbuch aus der Tasche, in dem er eine geraume Weile blätterte.

Und plötzlich sah Schwaneberg die glühenden Augen des Fremden so durchdringend auf sich geheftet, daß er unwillkürlich erschrak. Er kannte diesen sonnverbrannten Mann nicht; er hatte ihn, so weit er sich erinnern konnte, nie gesehen, was also sollte dieser forschende Blick bedeuten? Lange darüber nachzudenken, fand er keine Zeit;

denn gerade jetzt wurde die Frage an ihn gerichtet, ob die Begnadigung seines ehemaligen Principals in der That erfolgt sei. Ein häßliches Lächeln verzerrte das unschöne Gesicht Schwanebergs.

„Ich begreife nicht, weshalb man d'rum so großen Lärm macht,“ versetzte er sarkastisch, „der Mann ist begnadigt worden, weil seine Tochter sich dem König zu Füßen geworfen hat; ich wüßte nicht, welches Verdienst er selbst dabei hätte.“

„Na, jetzt aber können Sie Ihre Haut wahren,“ scherzte ein dicker, behäbiger Spießbürger, „Sie waren der Hauptzeuge gegen ihn; vergessen hat er Ihnen das sicher nicht.“

„Daß er mich haßt, ist klar; ich mußte ja sagen, was ich wußte. Aber was kann er mir anhaben? Den Haß eines unter Polizei-Aufsicht stehenden Menschen fürchte ich nicht. Uebrigens war er schon bei mir, um mir seine Aufwartung zu machen,“ fügte er spottend hinzu. „Er besitzt noch einen unbedeutenden Antheil an meinem Geschäft, den er gerne verkaufen möchte.“

„Um von Ihnen los zu kommen?“ schaltete ein Anderer ein.

„Er wird das Geld nöthig haben. Möglich auch, daß er auswandern will; ich habe ihn nicht weiter gefragt.“

„Bewiesen wurde ihm damals das Verbrechen nicht,“ nahm der Spießbürger nach einem herzhaften Zuge aus seinem Glase wieder das Wort, „das Todesurtheil wurde ja sofort durch die Gnade des Königs in fünfzehnjährige Gefängnißstrafe umgewandelt.“

„Bewiesen?“ wiederholte Schwaneberg. „Wodurch hätte die That bewiesen werden sollen?“

Er hatte sein Glas ausgetrunken und sich erhoben. Kurz nach ihm verließ auch der Fremde die Restauration. Otto Schwaneberg wußte sehr genau, daß er nun eine

Zeit lang die Zielscheibe beißender Bemerkungen bleiben würde, zumal dann, wenn man von dem Proeeß Roberts gegen ihn Kenntniß erhielt.

Schwaneberg hatte keine Ahnung davon, daß der sonnverbrannte Fremde ihm folgte; er hörte wohl den Schall der Schritte hinter sich; aber da es noch nicht spät und die Straße ziemlich belebt war, fand er keine Veranlassung, einen Verdacht zu schöpfen. Vor seinem Hause angelangt, hatte er eben den Schlüssel aus der Tasche geholt, als eine Hand sich schwer auf seine Schultern legte. Erschreckt wandte er sich um; vor ihm stand derselbe Mann, dessen Blicke ihm in der Restauration so lästig geworden waren.

„Was wollen Sie von mir?" fragte er rauh. „Weshalb sind Sie mir gefolgt?"

„Ich muß mit Ihnen reden," erwiderte Parker ruhig.

„Heute noch?"

„Noch in dieser Stunde!"

„Worüber?"

„Sie werden es erfahren, sobald wir in Ihrem Hause sind."

Schwaneberg war rasch zurückgetreten; Besorgnisse, über die er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, stiegen in seiner Seele auf.

„Wissen Sie auch, daß dies sehr verdächtig scheint?" bemerkte er.

„Scheint — mag sein," antwortete Parker mit schärferer Betonung, „nichts desto weniger werden Sie meinem Verlangen nachkommen; im andern Falle würde ich mich unverzüglich zum Staatsanwalt verfügen, um ihm die interessante Geschichte zu berichten, die ich Ihnen erzählen will."

Schwaneberg steckte schweigend den Schlüssel in's Schloß und öffnete die Thür.

„Treten Sie ein," sagte er, „eine interessante Geschichte hört man immer gern."

John Parker folgte ihm in's Cabinet; Schwaneberg zündete die Gaslampe an und lud den Fremden durch einen Wink ein, Platz zu nehmen.

„Ich weiß freilich nicht, wie ich zu der Ehre komme, dieser Aufmerksamkeit von Ihnen gewürdigt zu werden," begann er spöttisch, „hoffentlich ist die Geschichte nicht lang; Sie dürften sonst an mir einen unaufmerksamen Zuhörer finden."

„Gestatten Sie mir vorab, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist John Parker; ich komme aus Indien, wo ich einige Jahre gewohnt habe; meine Heimath ist Deutschland, und ich gedenke, jetzt wieder hier zu bleiben."

„Und mein Name —"

„Ich kenne ihn schon, Herr Schwaneberg, und glaube, ziemlich genau über ihn unterrichtet zu sein. Ich habe vorhin in der Zeitung einen ausführlichen Bericht über den Proceß gegen Ihren früheren Principal gelesen; ich weiß, daß Sie als Hauptzeuge gegen Heinau aufgetreten sind, und daß das Urtheil der Geschworenen sich auf Ihre Aussagen stützte."

„Was soll das Alles?" fragte Schwaneberg ungeduldig.

„Es sind Vorbemerkungen zu meiner Geschichte, die ich, mit Aufmerksamkeit anzuhören, bitte. Vor etwa sieben Jahren wurde mir eine Stelle in einem großen Handlungshause Calcutta's angeboten, und Gründe, die Sie weiter nicht interessiren, bewogen mich, dieses Anerbieten anzunehmen und unverzüglich abzureisen. Auf dieser Reise berührte ich auch die Stadt, in der das bewußte Verbrechen verübt worden ist, ich logirte dort in derselben Nacht und demselben Hôtel, und zwar lag mein Zimmer dicht neben dem des Ermordeten. Die beiden Zimmer waren, wie man das in Gasthöfen häufig findet, durch eine Thür mitein-

ander verbunden, und dicht an dieser Thür stand mein Bett."

Schwaneberg hielt mit den Händen die Seitenlehnen des Sessels fest umklammert und blickte den Fremden starr an; die Geschichte schien seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade zu fesseln.

„Sie hätten in dem Proceß zeugen müssen," preßte er mit heiserer Stimme heraus, „weshalb thaten Sie das nicht?"

„Die Antwort ist sehr einfach und naheliegend," entgegnete Parker; „bei meiner Abreise wußte ich nicht, was am Abend vorher im Nebenzimmer vorgefallen war. Ich hatte mich früh zu Bette gelegt; aber mir fehlte der Schlaf, meine Gedanken waren unausgesetzt beschäftigt. Dazu störte mich ein Gespräch, das im Nebenzimmer so laut geführt wurde, daß ich fast jedes Wort hören und verstehen konnte. Die beiden Herren sprachen über geschäftliche Angelegenheiten; eine Summe Geldes wurde gezahlt, und Quittung darüber gegeben. Dann warnte Einer vor Ihnen, und zwar in Ausdrücken, die keineswegs schmeichelhaft für Sie waren. Ihren Namen hörte ich mehrmals. Derjenige, der gewarnt wurde, erwiderte, er könne Sie nicht sofort entlassen, da Sie ein tüchtiger Buchhalter seien, und er gerade jetzt eines solchen dringend bedürfe; auch wolle er zuvor sich überzeugen, ob Sie nicht auch in andrer Weise ihn betrogen hätten."

„Das Alles wollen Sie gehört haben?" fragte Schwaneberg in höhnischem Tone. „Mir scheint, Sie haben jenen Zeitungsbericht sehr genau studirt und Ihre Phantasie zu Hilfe genommen, um eine Geschichte zu ersinnen, die —"

„Hören Sie weiter! Im Bette war es mir zu heiß geworden, ich kleidete mich wieder an und beschloß, einen kurzen Spazirgang zu machen. Ich hörte, daß die beiden

Herren Abschied von einander nahmen, und einer derselben das Zimmer verließ. Eben griff ich nach meinem Hut, als nebenan die Thüre wieder geöffnet wurde."

„Heinau kehrte zurück!"

„Nicht doch, es war ein Andrer."

„Wie können Sie das behaupten?"

„Weil ich eine andre Stimme hörte."

„Vielleicht die Stimme eines Kellners," warf Schwaneberg erzwungen hin, während er mit dem Taschentuch über seine Stirne strich.

„Eine Stimme, die ich heute Abend trotz des langen, dazwischenliegenden Zeitraumes sofort wieder erkannt habe," bemerkte Parker in einem Tone, der jedem Widerspruch vorbeugen zu wollen schien. „Ich hörte nur einige Worte; sie bezogen sich auf einen früher ausbedungenen Lohn, den der Betreffende holen wollte, und der ihm jetzt in schroffer Weise verweigert wurde. Mich interessirte das Alles nicht; es war mir sogar unangenehm, daß die Unterhaltung so laut geführt wurde. Ich verließ daher das Hôtel und trank in einer Restauration ein Seidel Bier. Als ich zurückkehrte, war es still und dunkel im Nebenzimmer; ich schlief auch bald ein und reiste am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge wieder ab."

„Ist die Geschichte nun zu Ende?" fragte Schwaneberg mit einer Ruhe, die nur zu deutlich das Gezwungene durchblicken ließ.

„So weit ja; es kommt jetzt vielleicht auf Sie an, ob sie eine Fortsetzung erhalten soll."

„Auf mich? Das verstehe ich nicht. Ihre Mittheilungen lassen mich vermuthen, daß Sie glauben, nicht Heinau, sondern ein Andrer habe die That begangen. Da ist wohl die Frage gerechtfertigt, weshalb Sie bis heute mit Ihren Enthüllungen gewartet haben. Deutsche

Zeitungen kommen auch nach Indien, und über jenen Proceß haben fast alle bedeutenden Zeitungen damals einen Bericht erstattet."

„Jene ersten ausführlichen Berichte waren bei meiner Ankunft in Indien schon veraltet," erwiderte Parker; „zudem fand ich auch keine Zeit, mich um Localberichte zu bekümmern, die politischen Nachrichten und die Handelsberichte hatten allein Interesse für mich. Und sollte ich auch wirklich damals ein Referat über jenes Ereigniß gelesen haben, so dachte ich in jenem Augenblicke sicher nicht daran, daß ich in dieser Angelegenheit ein schwerwiegendes Zeugniß geben könne."

Schwaneberg legte die Hände auf den Rücken und wanderte mit raschen Schritten auf und nieder; es war doch nicht so ruhig in seinem Innern, wie er sich den Anschein geben wollte.

„Ein schwerwiegendes Zeugniß?" wiederholte er. „Denken Sie wirklich, daß man Ihren Mittheilungen jetzt noch Glauben schenken und daraufhin den Proceß wieder aufnehmen werde?"

„Das muß ich dem Ermessen der Staatsanwaltschaft anheimstellen. Die Wahrheit meiner Mittheilungen kann ich eidlich erhärten, und da ich dabei auf eine sichere Spur hindeute, so dürfte die Untersuchung wohl auch weitere Beweise ergeben."

„Diese jetzt noch zu finden, ist ein Ding der Unmöglichkeit."

„Wer weiß! Es ist Manches noch nach Jahren an den Tag gekommen —"

„Ich weiß nicht, weshalb Sie mir das Alles sagen," erwiderte Schwaneberg in gereiztem Tone, „kürzer wäre es, wenn Sie mir erklären wollten, was Sie zu thun gedenken."

„Das weiß ich selbst noch nicht," versetzte Parker, dessen Blicke jeder Bewegung Schwaneberg's folgten. „Ich habe

in Indien nicht gefunden, was ich suchte. Reichthum erwirbt man dort auch nicht, wenn man mit leeren Händen hinkommt, und dem Europäer kann das Clima auf die Dauer nicht behagen. So habe ich es vorgezogen, mit meinen geringen Ersparnissen in meine Heimath zurückzukehren; mit meinen Kenntnissen und Erfahrungen hoffe ich hier schon ein Unterkommen zu finden."

„Wenn ich Ihnen behilflich sein kann —"

„Ich danke! Ihre Empfehlungen werden mir wenig nutzen, und jede Stelle nehme ich auch nicht an."

„So könnte ich nichts für Sie thun?"

„Das müssen Sie wissen! Ich vermag nicht vorauszusetzen, wie hoch Sie mein Schweigen taxiren, und will deshalb nicht vorgreifen."

Schwaneberg war stehen geblieben, ein tückischer Zug umspielte seine Mundwinkel; aber wer ihm tiefer in die glühenden, unstätt umherschweifenden Augen schaute, dem konnte die Angst nicht entgehen, die in ihnen sich spiegelte.

„Das klingt wie Erpressung," rief er, „Sie wollen mich zwingen, Ihr Schweigen zu erkaufen —"

„Von solchem Zwang ist keine Rede; ich sagte nur, Sie müßten wissen, ob und welchen Werth mein Schweigen für Sie habe. Im Grunde genommen, kann es mir ziemlich gleichgiltig sein, ob jenes Verbrechen noch einmal vor das Forum des Gerichts gezogen wird; hat auch nicht der Schuldige, sondern ein Anderer für dasselbe gebüßt, so ist dieser Andere doch jetzt begnadigt, und die öffentliche Meinung befriedigt."

„Also können Sie die Sache ruhen lassen," fügte Schwaneberg schnell hinzu. „Sie würden sich selbst nur Unannehmlichkeiten bereiten; den ersten Vorwurf würde man Ihnen deshalb machen, daß Sie so lange geschwiegen haben —"

„Es ist unnöthig, daß Sie mich daran erinnern," unter-

brach Parker ihn, indem er sich erhob, „denken Sie über meine Mittheilungen nach, und fassen Sie einen Entschluß. Da Sie am Tage von Ihrem Geschäft in Anspruch genommen sein werden, so will ich morgen Abend wiederkommen, um Ihre Entscheidung zu hören; haben Sie mir alsdann einen Vorschlag zu machen, so thun Sie es in kurzer und bündiger Weise. Für heute habe ich Ihnen weiter nichts zu eröffnen.“

Schwaneberg wollte trotz dieser Erklärung das Gespräch fortsetzen; aber Parker hatte das Cabinet schon verlassen.

John Parker kehrte in den Gasthof zurück, und der neugierige Zimmerkellner fand ihn, als er am folgenden Morgen das Frühstück brachte, nicht mehr so schweigsam wie am Tage zuvor.

„Kennen Sie vielleicht jenen Herrn Heinau, der wegen eines Mordes verurtheilt und vor Kurzem begnadigt worden ist?“ fragte Parker, während der Kellner das Frühstücksgeschirr auf dem Tisch ordnete.

Der zierlich frisirte Jüngling warf die Serviette über die Schulter und blickte den Fremden erstaunt an.

„Gewiß!“ erwiderte er. „Gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß hat Herr Heinau hier in diesem Hôtel zwei Tage gewohnt.“

„Und welchen Eindruck hat seine Begnadigung hier gemacht?“

„Von einem besonderen Eindruck habe ich wenig oder nichts erfahren. Man hat damals an seine Schuld nicht geglaubt, und es befremdete deshalb sehr, daß er verurtheilt wurde —“

„Lenkte der Verdacht sich vielleicht auf einen Andern?“

„Nicht, daß ich wüßte;“ sagte der Kellner. „Die dunkle Geschichte ist niemals ganz aufgeklärt worden.“

„Dann allerdings ist es befremdend, daß er verurtheilt

wurde. Sein früherer Buchhalter war ja wohl der einzige Belastungszeuge?"

„Schwaneberg? Ja wohl, er hat den Geschworenen die Sache klar gemacht, und man wollte damals behaupten, er habe einen besonderen Zweck dabei gehabt. Schwaneberg ist inzwischen im Handumdrehen reich geworden —"

„Und Heinau?" fragte Parker rasch.

„Etwas soll er noch besitzen, aber viel kann es nicht sein."

„Ist es wahr, daß seine Tochter die Begnadigung erwirkt hat?"

„Allerdings. Das brave Mädchen hat die Bittschrift selbst dem König überreicht."

„Sie ist noch jung?"

„Neunzehn oder zwanzig Jahre und dabei eine entzückende Schönheit."

Der Fremde mußte unwillkürlich lachen.

„Ihnen scheint sie den Kopf verdreht zu haben," scherzte er, „da fürchte ich, daß Ihr Urtheil parteiisch ist. Indeß danke ich Ihnen für die Beantwortung meiner Fragen, ich wünsche nur noch Eins zu wissen — —"

Er hatte ein Geldstück auf den Tisch geworfen, welches der Kellner mit einer Verbeugung einsteckte.

„Ich wünsche zu wissen, wo Heinau wohnt," fuhr Parker fort.

„Der Hausknecht wird's wissen," entgegnete der Kellner, „er hat das Gepäck in die neue Wohnung geschafft. Unser Hausknecht ist auch einer von Denjenigen, denen die junge Dame den Kopf verdreht hat," fügte er lächelnd hinzu.

„Wohlan, fragen Sie ihn," meinte Parker, der jetzt seine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Frühstück widmete. Der junge Mann kehrte schon nach einigen Minuten zurück.

„Gartenstraße Nummer zehn, zweite Etage," flüsterte er, „und wenn Sie wünschen, daß Ihnen der Portier den Weg zeigen soll —"

„Ganz unnöthig, ich werde auch schon selbst finden,“ unterbrach Parker ihn, der mit der größten Ruhe sein Frühstück beendete und eine Stunde später das Hôtel verließ, um die bezeichnete Wohnung aufzusuchen. Er fand nur die Tochter Heinau's zu Hause, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte, und der er alle Bewunderung zollte, die jedoch Argwohn wider ihn faßte, als er von Vorschlägen sprach, die er ihrem Vater zu machen habe. Heinau kehrte in seine Wohnung zurück, als sich Parker bereits entfernt hatte. Er billigte das Mißtrauen seiner Tochter gegen den Fremden und beklagte sich sodann über Schwaneberg, der die Abfindungssumme unter dem Vorwand, kein Geld flüssig zu haben, nicht gezahlt hatte.

Zehntes Capitel.

Die Brüder.

Schwaneberg hatte in der That seinen früheren Principal kurz abgefertigt; es stürmte jetzt so vieles Andere auf ihn ein, daß es ihm ganz unmöglich war, sich mit Kleinigkeiten zu befassen. Die Erinnerung an die Worte des Fremden ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; jene Mittheilungen waren gewissermaaßen warnendes Wetterleuchten, dem in jeder Stunde der vernichtende Blitz folgen konnte. Der furchtsam Gewordene wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte. Zum Ueberfluß der Verlegenheiten hatte auch noch gleich nach dem Frühstück der Gerichtsbote eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter gebracht, woraus hervorging, daß der Advocat Flügel den Proceß gegen Schwaneberg nicht beim Civilgericht, sondern beim Criminalrichter anhängig gemacht und sofortige energische Untersuchung beantragt hatte.

Bei dieser Vorladung allein blieb es übrigens nicht;

der Gerichtsbote brachte auch eine Zahlungsaufforderung, der zu Folge Schwaneberg die ganze Summe, die er gemäß seiner Abrechnung Herrn Robert Jäger noch schuldete, binnen zwei Tagen bei der königlichen Bank deponiren sollte.

Das Maaß des Aergers sollte aber noch nicht voll genug sein. Schon seit einigen Tagen war ihm die Zerstreutheit und Einsilbigkeit seines Bruders aufgefallen, und die Ursache sollte er jetzt, nachdem Heinau sich eben entfernt hatte, erfahren.

„Wir werden uns wohl in den nächsten Tagen trennen müssen," nahm Ferdinand das Wort, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Ich habe Dir das längst eröffnen wollen; aber ich dachte, Du erführest es immer noch früh genug."

Trennen! Das fehlte nur noch, daß der Bruder gerade jetzt ihn verlassen wollte!

„Willst Du es machen wie die Ratten, wenn das Schiff seeuntüchtig wird?" fuhr er auf. „Habe keine Angst; wenn auch ein kleiner Sturm droht, gefährlich wird er uns nicht werden."

„Ein Sturm?" fragte Ferdinand, aufblickend. „Woher sollte er wohl kommen?"

„Ja so, Du weißt nichts davon," erwiderte Otto verwirrt, dem schielenden Blick ausweichend, „über den Proceß, den der Verschwender uns an den Hals hängen will, lache ich."

„Und außer diesem Proceß droht noch eine andere Gefahr?"

„Nein, nein, ich glaubte nur, der Proceß habe Dich so sehr in Angst versetzt."

„Das hast Du ja allein auszufechten, und so wie ich Dich kenne, wirst Du Dich schon vorgesehen haben. Das macht mir keine Sorge; ein anderer Grund

nöthigt mich vielmehr, meinen Geschäftsantheil zu fordern."

Der helle Zorn loderte aus den Augen Otto's, und dunkle Gluth übergoß sein kurz vorher noch so fahles Gesicht.

„Auch das noch?" platzte er heraus. „Da möchte ich doch wissen, was Dich zu dieser unbescheidenen Forderung veranlaßt."

„Ich will meinen eignen Herd gründen."

„Heirathen?" Ein höhnisches, krampfhaftes Lachen begleitete diese Frage. „In Gottes Namen," fuhr Otto fort, nachdem seine seltsame Heiterkeit sich gelegt hatte, „heirathe, ich werde wahrscheinlich doch nicht dazu kommen, und in diesem Hause ist Raum genug für eine Familie. Die alte Dore wird mit jedem Tage tauber und eigensinniger; mir soll's Recht sein, wenn eine junge Frau in's Haus kommt."

„Sehr jung ist sie nicht mehr —"

„Bah, Deinen schlechten Geschmack habe ich so oft bewundert, daß er mich nicht mehr in Erstaunen setzen kann, übrigens hast Du auch keine Berechtigung, hohe Ansprüche zu machen."

„In Bezug auf diesen Punct können wir uns wohl die Hand reichen," versetzte Ferdinand, dem der Hohn das Blut heiß in die Stirne trieb. „Ich weiß nicht, ob Du die Wittwe Schmalz kennst; sie besitzt eine kleine, aber sehr frequente Restauration; seit vier Wochen bin ich mit ihr verlobt, und in drei Wochen werden wir heirathen."

„Das ist fest beschlossen?"

„Das Aufgebot ist bereits bestellt."

Otto Schwaneberg schüttelte das Haupt, als ob er andeuten wolle, er lehne jede Verantwortung für die Folgen ab.

„Wenn es nicht anders ist — meinetwegen!" sagte er nach einer Pause, „in unserm Geschäft kannst Du darum

noch immer thätig bleiben. Madame führt die Restauration, und Du arbeitest hier —"

„Das geht nicht an," fiel Ferdinand ihm in's Wort, „nach der Hochzeit muß ich mich ganz meiner Frau und ihrem Geschäft widmen; das ist einmal so verabredet. Wir wollen die Restauration erweitern —"

„Unsinn! Der Wirthshäuser sind ohnedies schon zu viel in der Stadt, und ich finde keine besondere Ehre darin, der Besitzer einer Kneipe zu sein."

„Das ist meine Sache," bemerkte Ferdinand, der aus seiner anfänglichen Befangenheit mehr und mehr heraustrat; „ich bin wenigstens mein eigener Herr, und was ich verdiene, ist mein Eigenthum."

„Pah, Dein eigener Herr!" spottete sein Bruder, während er auf seinem Pulte einen Marsch trommelte. „Ich werde nach einem Jahre Dich wieder fragen, wer Herr in Deinem Hause ist; — aber, im Grunde genommen, kümmert mich das ja nichts; wenn Jemand freiwillig in einen Abgrund hinunterspringen will, so kann ich ihn nicht zwingen, es zu unterlassen. Aber höchst undankbar finde ich es, daß Du gerade jetzt mich verlassen willst, da Du doch weißt, daß ein Proceß vor der Thüre steht, der mich für die nächste Zeit sehr in Anspruch nehmen und meine Geschäftsthätigkeit hemmen wird."

„Wenn wir in Frieden auseinander gehen, wie ich zuversichtlich hoffe, so werde ich gerne bereit sein, Dir auszuhelfen, einige Stunden —"

„Halbe Arbeit liebe ich nicht," unterbrach Otto ihn, „willst Du ferner nicht Deine ganze Zeit mir widmen, so muß ich mich nach einem andern Arbeiter umsehen. Und was Deinen Geschäftsantheil betrifft, so wird derselbe nicht bedeutend sein."

„Bloß die Hälfte von dem, was wir besitzen!"

„In dieser Weise wäre es allerdings eine glatte Rech-

nung," spottete Otto; „ich aber glaube, die Abrechnung wird etwas verwickelter sein. Das Geschäft ist nicht mit gemeinschaftlichem, sondern mit meinem alleinigen Capital gegründet worden, auf dieses Capital und dessen Zinsen kannst Du also keinen Anspruch machen. Und was ich an der Verwaltung des Jäger'schen Vermögens verdient habe, ist ebenfalls mein alleiniges Eigenthum; somit bliebe nur zu berechnen, was im Geschäft selbst gewonnen worden ist. Von diesem Gewinn müssen die Zinsen meines Capitals abgezogen werden, und ob ich verpflichtet bin, Dir von dem, was dann noch bleibt, die volle Hälfte zu geben, weiß ich noch keineswegs. Einen notariellen Vertrag haben wir nicht geschlossen; ist diese Verpflichtung mündlich ausgesprochen worden, so geschah es unter der Bedingung, daß wir zusammen blieben."

„Bedingungen sind von keiner Seite gestellt worden," schaltete Ferdinand mit steigender Gereiztheit ein. „Du hast stets erklärt, die Hälfte Deines Vermögens gehöre mir —"

„Wenn ich das jemals geäußert hätte, so wäre ich in jener Stunde reif für das Irrenhaus gewesen! Mein Capital hast Du mir nicht verdienen helfen —"

„Und der Himmel mag wissen, auf welchem Wege und durch welche Mittel Du es erworben hast!" fiel Ferdinand mit scharfer Betonung ihm in die Rede. „Ich glaube nicht an Deinen Lotteriegewinn; nie habe ich ein Lotterieloos in Deinem Besitz gesehen."

„So werde ich das Geld wohl gestohlen haben," erwiderte sein Bruder, ihm einen zornflammenden Blick zuschleudernd. „Hüte Dich, Andern gegenüber diese Behauptung auszusprechen, es dürfte Dir unangenehm werden."

„Forderst Du meine Feindschaft heraus —?"

„Durchaus nicht, ich will Dir geben, was Dir zu-

kommt, aber auch keinen Heller mehr. Was wärest Du, wenn ich Dich nicht in mein Geschäft aufgenommen hätte? Ein armer Commis, der Sclave anderer Leute, einer von Denen, die ihr ganzes Leben hindurch Packesel bleiben. Und wie dankst Du mir dafür? Mit Drohungen und Verdächtigungen! Ueberlege Dir die Sache noch einmal, vielleicht kommst Du zu einem bessern Entschluß."

Otto Schwaneberg verließ nach diesen Worten das Comptoir, es war noch confuser geworden in seinem Kopf; denn von allen Seiten drohte das Unheil über ihn hereinzubrechen. Die Drohungen seines Bruders ließen ihn auch nicht so gleichgiltig, es lag in seinem Interesse, den Bruch mit ihm zu vermeiden, und doch konnte er sich auch nicht entschließen, ein Opfer dafür zu bringen.

Ferdinand wußte das Alles sehr wohl; er wußte auch, daß seine Drohung nur dann wirksam war, wenn er sich dabei auf eine sichere Waffe stützen konnte. Er hatte oft darüber nachgedacht, auf welchem Wege und durch welche Mittel Otto so plötzlich in den Besitz des vielen Geldes gekommen sein möge; aber nie fand er auf diese Frage eine befriedigende Antwort, und die Schroffheit, mit der Otto jede Bemerkung über dieses Thema zurückwies, konnte nur seinen Argwohn bestätigen.

Und weshalb war Otto heute so aufgeregt? Worauf gründete sich die innere Angst, die er vergeblich zu verbergen suchte? Er erwartete irgend Etwas, was er zu fürchten gerechte Ursache haben mußte. Ein dunkles und allem Anscheine nach gefährliches Geheimniß mußte diese Angst so plötzlich geweckt haben, und Ferdinand wollte dieses Geheimniß erforschen, und er hoffte, darin die Waffe zu finden, die er suchte.

Die geheimen Unterredungen wurden stets im Cabinet gepflogen, und da Otto in diesem Puncte sehr vorsichtig war, so erschien es unmöglich, eine solche Unterredung zu

belauschen. Indeß erinnerte Ferdinand sich eines Umstandes, der ihm vielleicht die gewünschte Gelegenheit bot. In früherer Zeit stand im Cabinet ein Ofen, dessen Rohr durch den Fußboden des darüber liegenden Zimmers geleitet war. Das Rohr war vor Kurzem entfernt, die Oeffnung im Fußboden aber noch nicht geschlossen worden; man hatte dies versäumt, weil jenes Zimmer nicht benutzt wurde. Und hier also bot sich die einzige Möglichkeit, ein im Cabinet geführtes Gespräch zu belauschen, Ferdinand wollte jedenfalls den Versuch machen.

Otto Schwaneberg kam im Laufe des Tages nicht mehr auf das Vorhaben seines Bruders zurück, er blieb mürrisch und einsilbig und verschob Manches, was heute hätte geschehen können und müssen, auf den nächsten Tag, wie es sonst niemals seine Gewohnheit war.

Als der Abend anbrach, forderte er selbst den Bruder auf, die Arbeit für heute zu beenden und auszugehen.

„Und Du begleitest mich heute nicht?“ fragte Ferdinand scheinbar gleichgiltig.

„Nein, ich erwarte Besuch,“ lautete die Antwort.

„So spät noch? Das muß ja eine sehr wichtige Angelegenheit sein!“

„Es handelt sich um eine Erfindung im Destillationsverfahren. die ich vielleicht ankaufen und für mich nutzbar machen werde,“ erwiderte Otto mit demselben erheuchelten Gleichmuth, durch den aber Ferdinand sich nicht täuschen ließ. „Zudem wirst Du ja doch zu Deiner Schmalzlerche gehen, und dahin kann ich Dich nicht begleiten.“

Ferdinand wollte zornig auffahren; aber er bezwang sich, und mit kurzem Gruß ging er hinaus, nachdem er schweigend die Geschäftsbücher fortgeräumt hatte.

Otto Schwaneberg zündete im Cabinet die Gaslampe an und erwartete mit wachsender Ungeduld den Besuch Parkers. Otto war zu einer Entscheidung gekommen;

nach reiflichem Ueberlegen hatte er eingesehen, daß es Thorheit war, sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen; man mußte denselben energisch die Stirne bieten.

John Parker fand sich pünctlich ein, Schwaneberg selbst öffnete ihm die Hausthür und führte ihn in's Cabinet.

„Wenn Sie mit großen Erwartungen gekommen sind, so werden Sie dieselben nicht erfüllt finden," sagte Otto, nachdem der Gast Platz genommen hatte. „Ich bin kein Kind, das sich durch Drohungen einschüchtern läßt. Sie behaupten, in jener Nacht in demselben Hôtel logirt zu haben, in dem das Verbrechen begangen wurde. Gut, das mögen Sie begründen können, vorausgesetzt, daß die Fremdenliste aus jenem Jahre noch vorhanden ist; für die Wahrheit aller übrigen Behauptungen aber fehlt jeder Beweis."

Parker verharrte in seiner kühlen Ruhe, welche seinen Widerpart nur immer beklommener machte. Logisch geordnet und äußerst klar, zählte der fürchterliche Gast die Indicien auf, die wohl im Stande wären, eine Revision des Heinau'schen Processes zu veranlassen. Schwaneberg nahm alle Keckheit zusammen; hinter ihr glaubte er sich decken zu können wie einst der Lacedämonier hinter seinem manneshohen Schild. Er fuchtelte dabei mit seinen Entgegnungen wie ein roher Fechter, der den Gegner durch das Schwirren der Klinge in Schrecken setzen will. „Haben Sie daran gedacht," zischte er, „daß ich Sie wegen Erpressung belangen könnte? Sie befinden sich nicht mehr in Indien, wo sich vielleicht aus sinnlosen Verdächtigungen eine lohnende Industrie herstellen läßt. Sie stehen vielmehr im Mittelpunct der Civilisation, und es sollte mir Leid thun, der Erste sein zu müssen, der Ihren am Bramaputra eingesogenen, glühenden Phantasien Gelegenheit gäbe, hinter Kerkerwänden abzublassen."

Parker entfernte sich mit geringschätzender Miene; erst als Beide an der Hausthür standen, nahm er noch einmal das Wort: „Wir werden einander wiedersehen, ehe der entscheidende Schlag fällt,“ sagte er, „die Zwischenzeit, die Sie zum Nachdenken verwenden mögen, werde ich nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Ich wiederhole Ihnen, die Sache interessirt mich persönlich so sehr nicht, indeß könnte doch der Fall eintreten, daß mein Interesse für Heinau geweckt würde, und in diesem Falle —“

„Wollen Sie nicht die Summe nennen, die Sie fordern?“ fiel Schwaneberg ihm ungeduldig in die Rede. „Dadurch würden die Unterhandlungen wesentlich erleichtert.“

„Nein, ich stelle keine Forderung, und nun genug für heute, ich glaube, wir wissen jetzt Beide, woran wir sind.“

Ein Fluch entrang sich den Lippen Schwaneberg's, als er in sein Cabinet zurückgekehrt war.

„Muß dieser Elende nun auch noch kommen, um mir die Hölle heiß zu machen?“ rief er. „Von allen Seiten stürmt's auf mich ein, sie möchten Alle mich verderben! Pah, ich lache darüber, so lange man keine Beweise findet, die mich einer Schuld überführen.“

Er trat an seinen Schreibtisch und heftete den stieren Blick auf seine Bücher. Er hörte nicht, daß hinter ihm die Thüre geöffnet wurde.

„Also das war die Erfindung, die Du nutzbar machen wolltest?“ fragte Ferdinand, in das Zimmer eintretend.

Erschreckt fuhr sein Bruder zusammen; hastig wandte er sich um, und auch Ferdinand erschrak unwillkürlich, als er in das von Leidenschaften verzerrte Gesicht blickte.

„Was soll die Frage?“ erwiderte er rauh. „Hast Du gehorcht?“

„Hättest Du es unterlassen an meiner Stelle?"

„Elender! Greifst Du zu solchen Mitteln?"

„Ereifere Dich deshalb nicht; mit den Mitteln, die Deine Zwecke heiligen mußten, legst Du auch keine Ehre ein."

Otto Schwaneberg strich mit der Hand über die Stirne, auf der große Schweißtropfen perlten.

„Du kannst nichts erlauscht haben," raunte er mit einem lauernden Blick auf den Bruder. „Ueber blinde Schreckschüsse lache ich."

„Vielleicht lachst Du nicht mehr, wenn ich Dich auf das Loch da oben aufmerksam mache; ich habe jedes Wort vernommen."

Es schien fast, als ob Otto sich in der ersten Wuth auf den Bruder stürzen wolle; aber die herausfordernde Haltung Ferdinand's mochte ihn zu sehr einschüchtern, und er begnügte sich mit einem trockenen Lachen.

„Also gesellst Du Dich auch zu meinen Feinden?" fragte er.

„Das wird von Dir allein abhängen."

„Das heißt mit andern Worten: Wenn ich Deine Forderung nicht bewillige, so — — — aber es ist ja Unsinn, daß ich mit Dir darüber rechte, Du weißt so gut wie ich, daß die Behauptungen des Fremden keinen Werth besitzen."

„Im Gegentheil, ich weiß, daß sie wahr sind," entgegnete Ferdinand, den schielenden Blick tückisch auf den Bruder geheftet, „die Beweise, die Jenem noch fehlen, könnte ich liefern."

„Du?"

„Allerdings. Ich erinnere mich jener Nacht, in welcher Körner ermordet wurde, noch sehr genau. Du warst am Tage vorher seltsam aufgeregt; man konnte kein vernünftiges Wort mit Dir reden; immer und immer wieder kamst

Du darauf zurück, der heutige Tag müsse die Ernte bringen, und Du hofftest, sie werde reich ausfallen. Was Du damit meintest, verstand ich damals nicht, indeß war ich Dein heimliches Pläneschmieden gewohnt, und so dachte ich nicht weiter darüber nach. Am Abend kehrtest Du nicht heim, auch in der Restauration fand ich Dich nicht, und als ich spät nach Hause kam, warst Du noch immer nicht erschienen. Erst am folgenden Morgen gegen sechs Uhr hast Du Dich eingefunden, und so leise Du Dich auch in Dein Zimmer hineinschlichst, ich hörte Dich doch. Als ich Dir dies später sagte, wolltest Du behaupten, es sei Täuschung gewesen; aber überzeugen konntest Du mich nicht, und heute ist es mir klar geworden, wo Du in jener Nacht gewesen bist. Trotz Deiner späten Heimkehr gingst Du in gewohnter Weise pünctlich in's Geschäft; es durfte ja kein Verdacht auf Dich fallen, und doch hätte Deine innere Unruhe, die Du mir vergeblich zu verbergen suchtest, Dich leicht verrathen können."

„Dummes Zeug!" brummte Otto, während er wieder über die Stirne strich. „Jetzt glaubst Du wohl auch schon, Vermuthungen aus der Luft greifen zu dürfen? Merke Dir, Bursche, — werde ich gereizt, so schone ich Niemand, auch Dich nicht."

„Erinnerst Du Dich noch," fuhr Ferdinand unbeirrt fort, „daß ich Dich dabei überraschte, als Du kurz nach der Verhaftung Heinau's ein Packet Banknoten zähltest? Eine Auskunft über den Erwerb des Geldes erhielt ich von Dir nicht; erst später gabst Du an, Du habest in der Lotterie gewonnen."

„Das war die Wahrheit," preßte Otto heiser hervor.

„Der Richter wird's nicht glauben. Er wird wissen wollen, in welcher Lotterie, und welches Loos Du gespielt hast, und ob Deine Antwort diesen Fragen genug thun wird, läßt sich auch heute noch ermitteln."

Otto Schwaneberg stand dicht vor seinem Bruder, glü-

hender Haß leuchtete aus seinen Augen. „Und gesetzt,“ schnaubte er, „Alles verhielte sich so, wie Du behauptest, wolltest Du den eigenen Bruder dem Richter überliefern?“

„Nein,“ antwortete Ferdinand, „das kann und werde ich nicht thun. Aber fortan kann auch keine Gemeinschaft mehr zwischen uns sein; wir müssen uns trennen für immer.“

„Willst etwa Du den Heiligen spielen?“

„Denke lediglich an Dich und erspare Dir, mich zu kritisiren. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde ich so schleunig als möglich die Heimath verlassen, Du hast hier der Feinde schon zu viel und eine Vergangenheit, die sich gegen alle Gerechtigkeit versündigt, da Du noch nicht am Galgen hängst.“

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme und Deinen gütigen Rath, den ich nicht gefordert habe und auch nicht befolgen werde. Was können denn meine Feinde mir anhaben? Soll ich ihnen das Feld räumen? Sie würden gerade darin das Mittel finden, ihren elenden Verleumdungen einen festen Boden zu verschaffen.“

Entsetzlicher Mensch, Du täuschest Dich über Deine Sicherheit!“ rief Ferdinand. „Und willst Du blind sein Deiner selbst wegen, so übe wenigstens Schonung für unsern ehrlichen Namen.“

„Diese Mahnung beherzige Du selbst, und nun laß mich in Ruhe.“

„So rechnen wir zuvor ab.“

„Eilt das so sehr?“

„Ja, es eilt; ich will's geordnet wissen, zumal unsere Trennung nun unvermeidlich geworden ist.“

„Du hast gehört, was ich in Bezug auf die Abrechnung heute Morgen Dir sagte.“

„Nachdem ich weiß, daß Du durch ein fluchwürdiges Verbrechen Dein Vermögen erworben hast —“

„Ferdinand!“

„Ich wiederhole: Nachdem ich das weiß, verlange ich nur die Hälfte vom Geschäftsgewinn.“

„Es wird nicht viel sein!“

„Sei es, so viel oder so wenig es mag, ich fordere, was mir zukommt. Mir graut vor Deiner Gemeinschaft.“

„Schweige! Wir werden morgen abrechnen; bei all' den Aufregungen, die jetzt auf mich einstürmen, fehlte es mir noch, Zeuge Deiner moralischen Anwandlungen zu sein.“

Er stampfte wüthend mit dem Fuße auf den Boden, als Ferdinand hinausgegangen war. Er wußte nun, daß der einzige Mensch, auf dessen Treue er bisher gebaut, ihn verachtete, daß er jetzt allein stand und auf keine Theilnahme und auf keine Hilfe von irgend einer Seite rechnen durfte, wenn eine Katastrophe ihn ereilte.

Elftes Capitel.

Auf Dornenpfaden.

John Parker sah wohl ein, daß er sich selbst Unannehmlichkeiten zuziehen würde, wenn er gegen Schwaneberg eine so schwere und furchtbare Anklage erhob, ohne die Richtigkeit derselben beweisen zu können. Wie man auch in den verschiedenen Kreisen, in denen er sich erkundigte, über Otto Schwaneberg urtheilen mochte, eine gewisse Achtung konnte man ihm nicht versagen; man rühmte seinen Fleiß, seine Arbeitskraft und seine Kenntnisse, und überdies war sein bisheriger Lebenswandel durchaus unbescholten. Und dennoch stachelte es ihn, Alles zu wagen, — der von der Schuldlosigkeit ihres Vaters überzeugten Anna Heinau wegen.

Eine so holde, liebliche Erscheinung war ihm bisher, so weit er sich erinnern konnte, nie begegnet, und für ihr Herz und ihren Charakter zeugte, was sie für ihren Va-

ter gethan hatte. Es war schon längst Parker's Wunsch gewesen, den eignen Herd zu gründen; er hoffte in der Heimath zu finden, was er in der Ferne vergebens gesucht hatte, und nun trat ihm dieses Mädchen entgegen, das schon im ersten Augenblick Herz und Seele ihm gefangen nahm.

Er hatte mehr aus Indien mitgebracht, als er Schwaneberg glauben ließ, wenn auch sein Anzug ziemlich fadenscheinig war. Seine Mittel reichten hin, ein kleines Geschäft zu gründen, und die nöthige Thatkraft fehlte ihm so wenig wie Kenntnisse und Erfahrungen. Und daß die Tochter des Verurtheilten ohne Bedenken zugreifen würde, bezweifelte er auch nicht.

Am nächsten Morgen war er wieder zu Heinau hingegangen, der ihn jedoch auf den Bericht Anna's hin mit Mißtrauen empfing. Der Vorwand, daß ein Freund in Calcutta ihm Theodor Heinau als einen ehrenhaften und thätigen Geschäftsmann empfohlen habe, mußte ihn einführen, dann rückte er mit dem Project heraus, daß er ein Geschäft gründen und sich den erfahrenen Rath Heinau's erbitten wolle.

Das Mißtrauen Heinau's schwand, die Offenheit Parkers beseitigte es, zudem mußte es dem schwergeprüften Manne ein wohlthuendes Gefühl bereiten, daß ein Fremder ihm Vertrauen schenkte und in einer wichtigen Angelegenheit seinen Rath forderte. Indessen hielt er es doch für nöthig, ihn auf die Schmach aufmerksam zu machen, die auf seinem Namen ruhte; aber Parker ging darüber mit der Erklärung hinweg, nach Allem, was er gehört habe, könne er nicht an die Schuld glauben; er müsse vielmehr annehmen, daß hier ein Justizmord begangen worden sei. Heinau nickte dazu, und die Sache wurde nicht weiter berührt.

Die Berathungen über das zu gründende Geschäft

führten Parker nun täglich in die Wohnung Heinau's, der sich um so enger an den neuen Freund anschloß, als er von den früheren Bekannten nichts mehr wissen wollte. Anna war bei diesen Unterredungen häufig zugegen.

War es ihr aber auch lieb, daß der Fremde die Gedanken ihres Vaters ablenkte und sie mit andern Dingen beschäftigte, so fühlte sie sich selbst doch durch die häufigen Besuche beunruhigt, weil es ihr nicht mehr entgehen konnte, daß diese Besuche auch ihr galten, ihr vielleicht mehr als dem Vater. Leider glaubte sie auch zu bemerken, daß ihr Vater dieselben Beobachtungen machte und sich dessen zu freuen schien. Mit Friedrich hatte sie über das Alles noch nicht geredet; sie wollte es möglichst vermeiden. Sie hatte ihn zudem seit der Trennung nicht mehr ohne Zeugen gesprochen; besuchte sie die Familie Schröder, so war er entweder im Geschäft thätig, oder sie fand ihn im Familienkreise, und es war ihr Wunsch, daß ihr Herzensbund so lange geheim bleiben möge, bis Friedrich die Zustimmung ihres Vaters erhielt. Deshalb auch, und um jeden Anlaß zu einem Zerwürfniß zu vermeiden, hatte sie ihn gebeten, sie nicht zu besuchen; sie fürchtete die leidenschaftliche Heftigkeit ihres Vaters, dessen Groll gegen Schröder unbesiegbar zu sein schien.

Es war an einem Sonntag Nachmittag in der Dämmerstunde. In träumerischem Sinnen saß Anna allein in der Wohnstube. Der Vater war mit Parker ausgegangen, und gerade heute hatten einige Aeußerungen des Letzteren dem Mädchen volle Gewißheit über den eigentlichen Zweck seiner Besuche gegeben. Es war ihre Absicht, heute noch mit dem Manne, der ihr ein zweiter Vater gewesen war, darüber zu reden, ihm ihre Vermuthungen und Befürchtungen mitzutheilen und um seinen Rath zu bitten.

Die Ausführung dieses Vorhabens wurde vereitelt durch

den unerwarteten Eintritt Friedrich's. Bestürzt eile sie ihm entgegen. Er wußte, daß sie ihm Vorwürfe machen würde; aber er ließ sie nicht zu Worte kommen, und Anna vergaß ihre Angst, als sie in seinen Armen lag.

„Ich hatte Dich so lange nicht gesehen und konnte der Sehnsucht nach Dir nicht mehr gebieten," sagte er, als er neben ihr auf dem Sopha saß. „Deine Furcht vor dem Vater theile ich nicht; begehe ich denn ein Unrecht, wenn ich von ihm Deine Hand begehre? Ich bin entschlossen, es zu thun; dieser Ungewißheit, diesem Schwanken und Zaudern muß ein Ende gemacht werden."

Anna wiegte mit ernster, bedenklicher Miene das Köpfchen; ein wehmüthiger Zug umzuckte ihre Lippen. „Glaubst Du, mein Vater habe den Groll schon vergessen?" erwiderte sie. „Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm die Augen zu öffnen —"

„Es wird Dir wohl nie gelingen," unterbrach er sie; „was aber hat dieser Groll mit unserer Liebe zu schaffen? Mir kann Dein Vater nichts vorwerfen, und Deinem Glück wird er auch nicht in den Weg treten wollen. Erkennt er, daß wir nicht von einander lassen, so muß er wohl seine Zustimmung ertheilen."

„Wenn er nur nicht mein Glück auf einer andern Seite sucht!" seufzte sie.

„Was willst Du damit sagen?" fragte er betroffen.

„Seit einigen Tagen besucht uns ein Fremder, der mit dem Vater gemeinschaftlich ein Geschäft gründen will, ein Herr aus Indien —"

„John Parker?"

„Du kennst ihn?"

„Er hat uns besucht."

„Und was führte ihn zu Euch?"

„Ich bin nicht recht klug daraus geworden; im Handumdrehen kam die Rede auf Deinen Vater, auf Schwaneberg

und Robert Jäger, ich kann nur vermuthen, daß er genaue Erkundigungen einziehen wollte; aber zu welchem Zweck er dies that, weiß ich nicht, und ich habe mir auch nicht den Kopf darüber zerbrochen. Später hörte ich, er stehe mit Schwaneberg in Verbindung, wenigstens soll er ihn besuchen; Näheres konnte ich darüber nicht erfahren."

„Ist dies Wahrheit, dann trägt er den Mantel auf zwei Schultern," sagte Anna entrüstet; „uns gegenüber hat er sich über Schwaneberg in einer Weise ausgedrückt, die jede Möglichkeit freundschaftlicher Gesinnungen für denselben ausschließt."

„Und was fürchtest Du von diesem Manne?" fragte Friedrich.

„Daß er die Absicht hegt, um meine Hand zu werben."

„Das wäre ja Thorheit; er kennt Dich kaum —"

„Und doch ist es ihm in der kurzen Zeit schon gelungen, das volle Vertrauen meines Vaters zu gewinnen. Und ich kann mich leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß meine Besorgnisse begründet sind. Parker will nicht nur ein Geschäft, sondern auch den eigenen Herd gründen. Wie es scheint, besitzt er ein nicht unbedeutendes Vermögen, und es liegt in der Natur der Sache, daß mein Vater dem Manne, der ihm Vertrauen und Freundschaft beweist, mit offenen Armen entgegenkommt."

„Fürchtest Du das, so ist auch für uns die Zeit des Handelns gekommen," versetzte Friedrich, „ich werde hier Deinen Vater erwarten und ein offenes Wort mit ihm reden."

„Ich rathe Dir jetzt nicht mehr ab," erwiderte sie, tief aufathmend; „weiß ich auch voraus, daß seine Antwort unsere Hoffnungen vernichten wird, so ist doch jetzt Offenheit geboten, wäre es auch nur darum, daß ich ein Recht erhalte, die Werbung des Andern abzulehnen. Nur um Eins bitte ich Dich, bleibe ruhig, auch dann, wenn die

Heftigkeit meines Vaters Dir das Blut rascher durch die Adern treibt. — Willst Du mir dies versprechen?"

„Gewiß, ich werde mich bezwingen, so gut ich es vermag. Wann kehrt Dein Vater zurück?"

„Ich erwarte ihn in jeder Minute."

Das trauliche Gespräch ging sodann auf Friedrichs Angehörige über. Anna erfuhr, daß dieselben ihr noch die wärmste Anhänglichkeit bewahrten, daß Robert Jäger Fleiß und Ausdauer zeige, aber auch, daß wenig Aussicht vorhanden sei, einen größeren Theil seines Vermögens aus den Händen Schwaneberg's zu retten. Der Proceß gegen diesen sei angestrengt worden; aber schließlich hänge die Entscheidung von Zuschiebung eines Eides an den Verklagten ab, und Schwaneberg gehöre sicher zu den Leuten, die nach ihrem jedesmaligen Vortheil und nicht nach ihrem Gewissen schwören. Es sei auch nicht zu erwarten, daß der Bruder Schwaneberg's, obwohl sich die Brüder getrennt hätten, als Zeuge gegen den eigenen Bruder auftreten werde.

Friedrich brach dies Gespräch möglichst bald ab. Ihn beunruhigten die Mittheilungen, die ihm das geliebte Mädchen vorher bezüglich Parkers anvertraut hatte. Er fragte plötzlich: „Ist in Deiner Seele noch nie der Gedanke aufgestiegen, daß der Indier ein Schwindler sein könne?"

„Wie kommst Du darauf?" fragte sie betroffen.

„Weil eben in Deinen Mittheilungen Manches mich befremdet. Es will mir scheinen, als sei er ein Glücksritter, der Deinen Vater und Dich zu bethören sucht —"

„Und was könnte er dabei gewinnen?"

„Wohl nicht das, was er zu gewinnen hofft; aber er wagt, weil er sich täuscht."

Anna wiegte zweifelnd das Haupt.

„Ich glaube das doch nicht," sagte sie, „er hat nie den Ein-

druck eines solchen Mannes auf mich gemacht, — aber da kommt der Vater."

Sie hatte sich rasch erhoben, auch Friedrich sprang von seinem Sitz auf, und Hand in Hand gingen sie dem Eintretenden entgegen.

Zwischen den Brauen Heinau's zeigte sich eine drohende Falte, und ein höhnischer Zug umzuckte die schmalen Lippen.

„Was soll diese Comödie?" fragte er. „Ich hatte nicht erwartet, Sie in meiner Wohnung zu finden, Herr Schröder."

„Und dennoch hätten Sie es wohl vermuthen können," antwortete Friedrich mit ernster Ruhe. „Wenn Sie auch in keine freundschaftlichen Beziehungen zu meiner Familie treten wollen, so können und dürfen Sie doch Ihrer Tochter den Verkehr mit uns nicht verbieten."

„Wohl aber darf ich den Wunsch aussprechen, daß man mich in meiner Wohnung nicht behelligen möge," erwiderte er rauh, „und ich verlange, daß dieser Wunsch respectirt wird."

„Werden Sie auch dann noch an diesem Wunsche festhalten, wenn ich Sie bitte, mir die Zukunft Anna's anzuvertrauen?" fragte Friedrich, ihm fest in die zornblitzen-Augen blickend. „Unsere Herzen haben sich gefunden und werden nimmer von einander lassen; wollten Sie diesem Bunde Ihren Segen verweigern, so würden Sie dem Glücke des eigenen Kindes hindernd entgegentreten."

Der finstre Blick Heinau's schweifte von dem jungen Manne mit forschendem Ausdruck hinüber zu dem Mädchen.

„Er spricht die Wahrheit, Vater," fügte Anna gleichsam als Antwort auf diesen Blick hinzu, „wir hegen keinen größeren Wunsch als den, Deinen Segen zu erhalten."

„Den kann ich nicht ertheilen!“ entgegnete er, den Arm wie zur Abwehr erhebend. „Anna, Du weißt, wie ich zu dem Vater dieses Mannes stehe; wie darfst Du verlangen, daß ich dem Sohn meines Feindes das Theuerste geben soll, was ich besitze?“

„Mein Vater ist Ihr Feind nicht, und er war es nie!“ rief Friedrich. „Wenn Sie meiner Versicherung nur Glauben schenken und selbst prüfen wollten, so würden Sie bald Ihr Unrecht einsehen.“

„Glauben Sie, mich belehren zu können, junger Mann?“ fragte Heinau rauh. „Ihnen bleibt es verborgen, was in vergangener Zeit vorgefallen ist; Sie kennen die Gründe dieser Feindschaft nicht, also können Sie auch nicht darüber urtheilen. Die Freundschaft Ihres Vaters ist eitel Heuchelei.“

„Sie machen meinem edel denkenden Vater einen beleidigenden Vorwurf!“

„Und daß Sie ihn dagegen vertheidigen wollen, begreife ich; aber zwischen Ihrer und meiner Familie kann niemals eine Gemeinschaft bestehen, welcher Art sie auch sein möge.“

„Niemals?“ schrie Friedrich auf, dem das Blut heiß in die Stirne stieg. „Bedenken Sie das Glück Anna's!“

„Da ist nichts zu bedenken,“ fuhr Heinau, die Achseln zuckend, fort; „Anna versteht mich, sie weiß, daß ich meine Zustimmung nicht verweigern würde, wenn die Verhältnisse mir erlaubten, sie zu geben. Ich habe gegen Sie persönlich vielleicht nichts einzuwenden; ich kenne Sie ja zu wenig; — Sie sind jedoch der Sohn eines Mannes, der mir verhaßt ist, und das muß mir genügen, jede Verbindung mit Ihnen abzulehnen. Sind Sie ein Mann von Ehre, so werden Sie nach dieser Erklärung keine Annähe-

rung mehr versuchen und uns alle Aufregungen ersparen, die zu Nichts führen."

„Als Mann von Ehre muß ich mein verpfändetes Wort einlösen," entgegnete Friedrich, das Haupt trotzig erhebend, „zumal nicht nur mein eigenes Glück, sondern auch das Glück Anna's von dieser Erfüllung meines Versprechens abhängt."

Wieder zuckte Heinau mit den Achseln, der Ausdruck seines Gesichts wurde noch strenger und finstrer.

„Sie haben meine Antwort gehört," erwiderte er, „richten Sie sich danach, jeder Anmaaßung werde ich energisch entgegen treten."

Friedrich hatte seinen Hut genommen, schlang alsdann den Arm um Anna und küßte sie.

„So schroff diese Antwort auch war, mir hat sie den Muth nicht geraubt," sagte er in zuversichtlichem Tone; „ich kann mir nicht denken, daß nun Alles zu Ende sein soll, daß das Glück zweier Menschenherzen an dem Eigensinn eines durch Haß und Vorurtheile verblendeten Mannes scheitern sollte. Stehst Du fest zu mir, so hole ich Dich heim, mag auch die ganze Welt zwischen uns treten."

Er drückte sie noch einmal fest an sich, dann ging er hinaus, ohne den zornglühenden Blick zu bemerken, den Heinau ihm nachsandte.

„Es war Zeit," grollte Heinau, „der junge Mann wurde unverschämt."

„Du kannst es ihm nicht verargen, wenn er handelt, wie die Ehre es ihm gebietet, lieber Vater," erwiderte Anna in begütigendem Tone, „er sagte Dir die Wahrheit: unsre Herzen haben den Bund geschlossen, und —"

„Er kann auch wieder gelöst werden," unterbrach er sie, während er das Zimmer mit großen Schritten durch-

maß, „und er muß gelöst werden. Ich will nichts hören von den alltäglichen, gewohnten Redensarten, ich habe in meinem Leben Schwereres tragen müssen als den Schmerz über eine verlorene Hoffnung, ich hab's überwunden, Du kannst das auch, wenn Du nur den rechten Willen dazu hast. Und wenn ich Dir sage: es kann nicht sein, Du mußt ablassen von diesem Manne, dann bleibt Dir nichts übrig, als zu gehorchen, so schwer es Dir auch werden mag."

„So soll denn wirklich an einem Vorurtheil das Glück zweier Herzen scheitern?" sagte Anna, tief aufseufzend, „ich kann das nicht fassen und glauben —"

„An einem Vorurtheil? Soll ich den Mann lieben, der mit seinem Haß mich verfolgt und das schmählichste Elend auf mich gehäuft hat?"

„Er that es nie!"

„Genug davon, ich bin meiner Sache sicher. Ich will mit jener Familie nichts zu thun haben, vielleicht verlasse ich schon deshalb die Stadt, um ihr aus dem Wege zu gehn."

Betroffen blickte Anna ihn an; sie hatte im Geheimen stets gefürchtet, daß er diesen Entschluß fassen könne; nun er ihn aussprach, erschrak sie.

„Du wolltest ja hier ein Geschäft etabliren?" wagte sie zu bemerken.

„Weshalb gerade hier? Jeder andere Ort bietet Gelegenheit dazu.

„Aber Herr Parker —"

„Er fügt sich gerne meinem Wunsch, und ich glaube, daß wir in diesem Puncte übereinstimmen. Ueberall, wohin ich auch kommen mag in dieser Stadt, läßt man mich fühlen, daß ich ein begnadigter Verbrecher bin, ein Mann, der niemals die Schmach von seinem Namen abwälzen kann. Ich lese es in den Blicken und Zügen Aller, man

weicht mir aus, wenn man es vermag; man vermeidet es, ein Wort an mich zu richten; kurz, ich bin ein Geächteter, den die Gesellschaft ausgestoßen hat."

„Sollte das nicht an Dir selbst liegen?" fragte Anna mit einem Blick der herzlichsten Theilnahme. „Du meidest die Menschen, und das Mißtrauen überredet Dich, daß sie Dich meiden."

„Ich sehe scharf genug, um das Richtige zu erkennen," fiel er ihr ins Wort; „ich weiß, daß ich geächtet bin, und so kann Niemand mir verdenken, daß ich diese Stadt zu verlassen wünsche. Parker ist der Einzige, der mir vertraut und sich um das Urtheil der Menge nicht kümmert."

„Sollte Parker so ganz uneigennützig, so völlig frei von jeder Selbstsucht sein?" schaltete Anna ein.

„Woraus willst Du das Gegentheil schließen?"

„Einfach daraus, daß kein Mensch von Selbstsucht frei ist."

„Nun denn, er will ein Geschäft gründen; meine Kenntnisse und Erfahrungen und vielleicht auch mein geringes Vermögen kommen ihm dabei zu Statten; wir gewinnen eben Beide dadurch."

Anna schüttelte ablehnend das Haupt, und forschend haftete ihr Blick auf dem Antlitz des Vaters, auf das der letzte Dämmerschein des Abends fiel.

„Ich vermuthe, eine andere Absicht leitet ihn," sprach sie leise, und die zitternde Stimme bekundete die innere Erregung.

„Welche?" fragte er in hartem Tone.

„Die Absicht, mich als sein Weib an den neu zu gründenden Herd zu führen."

„Und wäre das so schlimm?" fuhr Heinau auf, „John Parker ist ein Ehrenmann; ihm würde ich ruhig Dein Geschick anvertrauen."

„Aber ich kann seine Werbung, wenn dieselbe wirklich

erfolgen sollte, nicht annehmen," versetzte Anna, „und deshalb möchte ich wünschen, daß sie unterbliebe."

„Weshalb? Dürfen wir die feste Ueberzeugung hegen, daß Deine Zukunft an seiner Seite gesichert ist, welche Bedenken könnten dann der Annahme seiner Werbung entgegenstehen? Ich sehe keine, mein liebes Kind, ich habe dabei nur Dein Wohl im Auge."

„Ich aber sehe manche, die wohl zu berücksichtigen sind. Kennen wir denn diesen Mann schon jetzt genügend, um mit zuversichtlicher Sicherheit behaupten zu können, daß er ein treuer, sorgsamer Gatte sein wird? Und kann ich die Lebensgefährtin eines Mannes werden, den ich nicht liebe?"

„Glaubst Du denn, die Liebe sei das einzige feste Fundament der Ehe?" fragte er.

„Ja, ich glaube es, und so oft ich meiner guten Mutter gedenke, erinnere ich mich dann stets, daß ihre treue, unerschütterliche Liebe sie nicht wanken ließ im Glauben an Dich und Deine Schuldlosigkeit."

Heinau schwieg; er stand am Fenster und preßte die Stirne gegen das kalte Glas.

Was auch sollte er gegen diesen Einwurf einwenden? Die Erinnerung an sein braves Weib und ihre selbstlose, aufopfernde Liebe gab seinem Kinde eine Waffe, der gegenüber er ohnmächtig war.

„Ich will das ja bereitwillig zugeben," begann er nach einer langen Pause; „aber gegenseitige Achtung führt im Laufe der Zeit auch zu einer innigen Liebe, wenn anders die Charaktere mit einander harmoniren. Und ich meine, das müsse hier der Fall sein; John Parker ist ein gesetzter Mann, der Welt und Menschen kennt, ein wohlwollender, ehrenfester Charakter, der, unbeirrt um das Urtheil Andrer, seinen eignen Weg geht. Ich weiß ja nicht, ob Deine Vermuthung begründet ist; aber wäre sie es, und böte

dieser Mann Dir seine Hand an, um fortan Dich auf sicherem, sonnigen Pfad durch das Leben zu führen, so möchte ich Dir doch rathen, Deine Antwort reiflich zu überlegen."

„Ich habe überlegt," erwiderte das Mädchen, und in dem Blick, mit dem sie ihn anschaute, lag feste Entschlossenheit, „ich liebe Friedrich, und an dieser Liebe werde ich festhalten, so lange ich lebe."

„Trotzdem Du weißt, daß ich nie meine Zustimmung geben werde?"

„Du verweigerst sie jetzt; aber ich hoffe, daß Dein Groll schwinden wird, und dann —"

Heinau nahm seinen Hut und eilte hinaus, er wollte offenbar das Gespräch abbrechen, das ihm immer peinlicher wurde.

Anna machte keinen Versuch, ihn zurück zu halten, sie trat an's Fenster und blickte ihm nach, wie er rasch die Straße hinunter wanderte.

Daß ihr Weg fortan ein Dornenpfad war, wie Schröder ihn treffend bezeichnet hatte, konnte für sie jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen; aber sie fühlte auch den Muth und die Kraft in sich, auf diesem Pfade auszuharren, bis sie das ersehnte Ziel erreicht hatte. Der Liebe mußte es ja gelingen, alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu beseitigen, und wurde auch in dem trotzigen Herzen des eigensinnigen Mannes der tief eingewurzelte Groll nicht getilgt, die Liebe mußte ja auch diese Schranke niederreißen können. Das war die Hoffnung, an der das Mädchen festhielt, und die ihr Trost gewährte.

Zwölftes Capitel.
Getäuschte Hoffnungen.

John Parker hatte bezüglich Anna's seinen Entschluß gefaßt. Es wäre klüger gewesen, wenn er vor der Ausführung desselben mit Heinau darüber geredet hätte, zumal er von der Freundschaft dieses Mannes überzeugt sein durfte; er hielt es jedoch für ehrlicher, die Entscheidung über sein Geschick in die Hände des Mädchens niederzulegen und dabei Alles zu vermeiden, was sie glauben machen konnte, er wolle diese Entscheidung beeinflussen.

Anna hörte ihn ruhig an, und als er geendet hatte, erwiderte sie ohne Rückhalt, sie liebe einen Andern, und mit dieser Liebe im Herzen könne sie unmöglich seine Gattin werden.

Mochte er nun die Wahrheit dieser Behauptung nicht anerkennen, oder glaubte er, sie solle nur zum Vorwand dienen, um die Ablehnung seines Antrags zu begründen, gelten ließ er sie nicht; er hatte zu fest auf die Erfüllung seiner Hoffnungen gerechnet, als daß er ohne Weiteres darauf verzichten konnte.

„Ich will nicht zwischen Sie und jenen Andern treten, wenn Sie nicht aus eignem, freien Antrieb mir dies gestatten," sagte er. „Stoßen Sie sich auch nicht daran, daß Sie keine tiefe, innige Neigung zu mir empfinden; Sie werden mich achten, und das genügt mir; aus solcher Achtung muß ja allmälig die Liebe erwachsen. Die Mittel, Ihnen eine sorgenfreie, gesicherte Zukunft zu bieten, besitze ich, und noch ein andres, schöneres Gut biete ich Ihnen: die Ehrenrettung Ihres Vaters. Reichen Sie mir die Hand zum Bunde für das Leben, und ich werde nicht ruhen, bis ich die Schuldlosigkeit Ihres Vaters bewiesen und festgestellt habe."

Sie sah ihn mit einem ernsten und vollen Blick an,

und aus jedem Zuge ihres schönen Gesichts sprach fieberhafte Erwartung.

„Glauben Sie wirklich, das zu können?" fragte sie.

„Ja."

„Und Sie wollen an die Erfüllung einer heiligen Menschenpflicht eine Bedingung knüpfen? Das können und dürfen Sie nicht. Liegt die Ehrenrettung meines Vaters in Ihrer Macht, so gebietet Ihnen das Gewissen, diese gute That zu vollbringen. Ich will Ihnen dankbar dafür sein, so lange ich lebe; aber Ihre Gattin kann ich nicht werden; denn wie ich schon erklärte, mein Herz gehört einem andern Manne, und nie wird es von ihm lassen."

Parker hatte die Brauen finster zusammengezogen; er war auf jede andere, nur nicht auf diese Antwort vorbereitet gewesen. Konnte er doch nicht ahnen, daß die in scheuer Zurückgezogenheit lebende Tochter des Verurtheilten ihr Herz schon verloren haben sollte.

„Mißverstehen Sie mich nicht," fuhr er fort, „ich habe nicht behauptet, daß die Ehrenrettung Ihres Vaters von mir abhänge; ich habe nur gesagt, daß ich als Ihr Verlobter oder Gatte nicht ruhen würde, bis sie mir gelungen sei. Wie schwierig und mühevoll die Erfüllung dieser Aufgabe sein wird, brauche ich Ihnen gewiß nicht auseinanderzusetzen; Sie haben ohne Zweifel selbst schon darüber nachgedacht und die Lösung versucht."

„Versucht?" erwiderte Anna, leicht das Haupt wiegend, „nein, ich fand keine Spur, die sich verfolgen ließ. Jahre sind seit jener dunklen That verstrichen, und was damals versäumt wurde, läßt sich heute nicht mehr nachholen."

„Und wenn dies nun dennoch möglich wäre?"

„Glauben Sie es, dann beschwöre ich Sie, diese heilige Pflicht zu erfüllen, und der Himmel wird es Ihnen lohnen! Fordern Sie aber nicht das Unmögliche von mir, begnügen Sie sich mit meiner Freundschaft und meiner

Dankbarkeit und mit dem Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben! Was könnte ich Ihnen sein, wenn ich der Kindesliebe das schwere Opfer bringen und Ihre Gattin werden wollte? Glauben Sie, daß ich den Mann achten könnte, der mich zu diesem Opfer gezwungen hat? Würde diese Ehe ein festes und sicheres Fundament haben? Würden Sie nicht stets mir den Vorwurf machen, ich liebe noch immer jenen Andern, den zu vergessen nun meine Pflicht sei? Und glauben Sie, daß das Menschenherz vergessen kann, was es einmal geliebt hat? Wir würden Beide unglücklich werden, und kein Unglück ist so schwer zu ertragen als dasjenige, an das man mit unlösbaren Banden gekettet ist."

John Parker fuhr mit der Hand langsam über seine Augen, und ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich dabei einen Lippen.

Er mußte ja die Richtigkeit dieser Bemerkungen anerkennen; aber so schmerzlich ihn auch die Vernichtung seiner Hoffnungen berührte, dachte er doch zu edel, als daß er dem Mädchen deshalb hätte grollen können.

Sie hatte an seine Ehre und sein Gewissen appellirt, und dieser Appell war nicht vergeblich gewesen. „Ich will Ihnen offen gestehen, daß Ihre Antwort auf meinen Pfad, den ich im hellsten Sonnenglanze vor mir sah, einen dunkelen Schatten geworfen hat," sprach er nach einer Pause, „einen Schatten, der vielleicht nie wieder schwinden wird. Aber das ist nicht Ihre Schuld, und so werde ich wohl in die Verhältnisse mich fügen und das Unabänderliche hinnehmen müssen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Anna, und ein warmer Blick traf ihn aus ihren leuchtenden Augen; „kann ich auch nicht Ihre Gattin werden, so will ich doch Ihre Freundin sein, wenn Ihnen diese Freundschaft nicht werthlos erscheint."

Ein schmerzlicher Zug glitt flüchtig über sein gebräuntes Antlitz.

„So alt man auch werden mag, aufrichtige Freunde findet man nie genug," versetzte er; „weshalb also sollte ich Ihnen nicht dankbar sein für den Ersatz, den Sie mir bieten? Ich bitte Sie, sagen Sie Ihrem Vater nichts von dieser Unterredung —"

„Dieselbe Bitte wollte ich an Sie richten."

„Fürchten Sie, daß er auf meine Seite treten könne?"

„Ich muß es fürchten, weil er seine Zustimmung zu meiner Verlobung mit dem Andern verweigert."

„Und darf ich wissen, wer dieser Andere ist?" fragte Parker. „Hegen Sie kein Mißtrauen, mein Fräulein; mir bleibt jetzt nur noch der eine Wunsch, Sie glücklich zu sehen, und ich hoffe, die Erfüllung dieses Wunsches ermöglichen zu können."

Sie sah ihn an, wie wenn sie erforschen wolle, ob er wirklich so uneigennützig denke; aber sie fand in seinen Zügen nichts, was dem erwachenden Mißtrauen eine Stütze hätte bieten können.

„Jener Andere ist mein Jugendfreund, der Sohn des Herrn Schröder; Sie werden den Groll meines Vaters gegen diesen Herrn kennen."

„Ich habe Beweise genug von ihm erhalten," stimmte Parker zu; „ich kann mir wohl denken, daß er diesen Groll auch auf den Sohn seines Feindes überträgt."

„Sein Feind ist Schröder nie gewesen!"

„Aber Ihr Vater glaubt's, und das kommt auf Eins heraus. Sie werden harte Kämpfe bestehen müssen, ehe Sie das Ziel erreichen —"

„Ich weiß es, Herr Parker; aber ich halte daneben auch fest an der Hoffnung, daß ich es erreichen werde! Und nun möchte ich Sie bitten, noch einmal darauf

zurückzukommen, was Sie für meinen Vater thun können. Ich werde Sie nach besten Kräften unterstützen."

„Wohlan, ich will darüber ganz offen mit Ihnen reden," erwiderte Parker nach kurzem Nachdenken; „aber eine Bedingung muß ich daran knüpfen."

„Welche?"

„Die, daß Sie Ihrem Vater gegenüber schweigen, bis ein Resultat erreicht ist."

„Wollen Sie auf seine Hilfe verzichten?"

„Ich verspreche mir von ihr nichts. Sie kennen die Leidenschaftlichkeit Ihres Vaters; er könnte Alles verderben, zumal er den Mann, auf dem mein Verdacht ruht, glühend haßt."

„Schwaneberg?" fragte Anna rasch.

„Haben Sie nie daran gedacht, daß er jenes Verbrechen begangen haben könne?"

„Nein, dieses Verbrechen war ein Raubmord —"

„Ganz Recht, aber zur That selbst können den Mörder andere Gründe verleitet haben. Schwaneberg hatte in dem Streit zwischen den beiden Associé's die Rolle des Verräthers gespielt, es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ihm dafür ein namhafter Lohn versprochen worden war. Körner war aber nicht gesonnen, diesen Lohn zu zahlen, er sagte das dem Verräther mit dürren Worten und fügte möglicher Weise Bemerkungen hinzu, die den Haß des Betrogenen jäh auflodern ließen. In solchen Momenten wird ein leidenschaftlicher Mensch leicht zu einer raschen That hingerissen, — ein wuchtiger Hieb mit der Faust oder einem Stock betäubte das Opfer, und vielleicht stieg erst jetzt in der Seele des Mörders der Gedanke auf, daß die günstige Gelegenheit, sich zu bereichern, wohl nie wiederkehren werde. Der Haß vollzog den Mord, und die Habsucht fügte den Raub hinzu, das Portefeuille mit den Banknoten lag wahrscheinlich auf dem Tisch; mit einem

raschen Griff konnte der Mörder sich desselben bemächtigen."

Anna schüttelte zweifelnd das Haupt; diese Mittheilungen, die nach ihrer Ansicht sich nur auf Vermuthungen stützen konnten, waren zu überraschend, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sofort an die Wahrheit derselben zu glauben. Parker aber fuhr fort, in eingehender Weise seinen Verdacht zu begründen. Das Mädchen ward durch die Auseinandersetzungen bald überzeugt; aber für Alles, wie sie schließlich entdeckte, fehlte der Beweis.

„Ich glaube Ihnen," rief sie erschüttert; „aber wo holen wir die Beweise her?"

„Die wollen wir suchen," erwiderte Parker, indem er sich erhob und dem Mädchen die Hand bot. „Ich hoffe, daß ich sie finde."

Er nahm Abschied, abermals war er um eine schöne Hoffnung betrogen worden; aber seine Seele hegte keinen Groll. Er verstand, nicht nur zu entsagen, ihm war es sogar fast ein Bedürfniß, an der Stätte seiner Entsagung eine Säule edler Aufopferungsfähigkeit zu errichten. Wenn Anna den Sohn des reichen Kaufmanns heirathete, so war, wie er sich überedete, dadurch auch die Zukunft ihres Vaters gesichert, und der Letztere konnte in diesem Falle kaum noch ein Interesse an der Gründung eines eignen Geschäfts haben. Ueberdies glaubte Parker, der die praktische Seite des Lebens nie aus dem Auge ließ, auch in der jüngsten Zeit eine Entdeckung gemacht zu haben, die eine engere geschäftliche Verbindung mit Heinau kaum noch rathsam erscheinen ließ. So verständig der Unglückliche auch in allen andern Dingen war, verlor er doch alle Vernunft, sobald die Rede auf seinen Proceß oder seine Feinde kam. Und die fixe Idee des Verfolgungswahnes wurde bei ihm zur Manie, ja sie drohte schon jetzt oft in Tobsucht auszuarten. Anfangs hatte

Parker darauf wenig geachtet, er glaubte darin weiter nichts als innere Verbissenheit über widerfahrenes schweres Unrecht erkennen zu dürfen; aber allmälig wurde es ihm doch klar, daß der Verstand des unglücklichen Mannes während der langen Haft gelitten haben mußte; und wer konnte wissen, ob nicht plötzlich der Wahnsinn zum jähen Ausbruch komme. Das Ergebniß seines Selbstberathens schloß damit ab, sich zu bemühen, Heinau für den Herzenswunsch seiner Tochter empfänglich zu machen, den Verbrecher Schwaneberg zu entlarven, und alsdann die Stadt zu verlassen, wo die Anwesenheit Anna's ihn beständig an das Zertrümmern seines schönsten Traumes, an dessen Erfüllung er so fest geglaubt, erinnern mußte.

Was Schwaneberg betraf, so hatte er diesen nicht aus den Augen verloren. Er wußte, daß die beiden Brüder sich getrennt hatten, und daß die gegenseitigen Beziehungen nichts weniger als freundschaftlich waren. Darauf baute er nun seinen Plan; es lag ja immerhin in der Möglichkeit, daß unter den obwaltenden Umständen Ferdinand Schwaneberg kein Bedenken trug, seinen Bruder zu verrathen.

Ferdinand hatte bereits die Restauration der Wittwe Schmalz übernommen, und da das Geschäft zu wenig abwarf, um einen Kellner besolden zu können, so mußte er wohl selbst sich bequemen, die Gäste zu bedienen. John Parker war, als er wie von ungefähr in die Restauration eintrat, der einzige Gast; der Wirth erkannte ihn augenblicklich und ahnte auch sofort, daß ein bestimmter Zweck den Fremden in sein Haus führe.

„Sie haben sich von Ihrem Bruder getrennt?" begann Parker das Gespräch, als Schwaneberg ihm das bestellte Bier brachte. „Ich mochte nicht daran glauben, da Ihr Bruder mir gegenüber stets sein gutes Einvernehmen mit Ihnen betont hat."

„Es ging nicht anders," erwiderte Ferdinand mit scheinbarem Gleichmuth; „ich wollte mein eigenes Geschäft besitzen und nicht länger abhängig sein."

Dieser Einleitung ließ der Indier eine Menge von Fragen folgen, die ihm Aufschluß geben sollten, ob Ferdinand über den gräßlichen Verdacht, der gegen Otto Schwaneberg obwaltete, unterrichtet sei. Wie vorsichtig nun auch der Inquirirte sich zeigte, er ließ schließlich doch errathen, daß er nun das Geheimniß wußte, welches Parker in das Schwaneberg'sche Haus geführt hatte. Ferdinand hütete sich, das Geheimniß zu nennen; aber im Laufe des Zwiegespräches empfahl er:

„Versuchen Sie es noch einmal, vielleicht wird er doch auf Ihre Bedingungen eingehen, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß Sie nichts davon ablassen."

John Parker hatte sein Glas nur zur Hälfte geleert und erhob sich zum Fortgehen.

„Liegt Ihnen so viel daran, daß ich mich mit Ihrem Bruder einige?" fragte er.

„Ich habe dabei allerdings das Wohl Otto's im Auge," versetzte Ferdinand; „man kann ja Manches erreichen, wenn man nur den guten Willen hat. Ein Wenig Nachgiebigkeit auf beiden Seiten führt bald zum Ziele. Und ich meine, eine solche Einigung läge auch in Ihrem Interesse; erhalten Sie auch für das Geheimniß nicht so viel, wie Sie gehofft, so hat's für Andere doch gar keinen Werth. Unter solchen Umständen thut man gut, zu nehmen, was man bekommen kann."

Parker sah ihn scharf an und bemerkte alsdann: „Ihr Bruder hat jedenfalls Sie mehr wissen lassen, als Sie mir gegenüber sich den Anschein geben. Ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß es gefährlich ist, Mitwisser eines solchen Geheimnisses zu sein, man kann dadurch leicht in die Lage kommen, der Mitschuld angeklagt zu werden.

Für heute sage ich Ihnen adieu; beherzigen Sie meine Warnung wohl."

Damit ging er hinaus. Ferdinand Schwaneberg hielt lange den starren Blick auf die Thür geheftet, hinter der sein unheimlicher Gast verschwunden war.

Er mußte seinen Bruder warnen, das war der erste Gedanke, der in seiner Seele aufstieg. Die Aeußerungen des Fremden hatten ihm verrathen, daß dieser Mann energisch sein Ziel zu verfolgen gedachte. Wie leicht konnte er einen Beweis finden, der zur Verhaftung Otto's berechtigte, und man durfte wohl annehmen, daß er davon ohne langes Zögern Gebrauch machte, wenn eben Otto sich nicht mit ihm über den Preis des Schweigens einigte.

Da er am Abend, sobald die Gäste sich einfanden, die Restauration nicht verlassen konnte, so beschloß er, sich unverzüglich auf den Weg zu machen; es war ja möglich, daß schon in der nächsten Stunde die gefürchtete Katastrophe eintrat.

Otto Schwaneberg empfing den Bruder ziemlich kühl, zu den Befürchtungen desselben lächelte er geringschätzend.

„Wenn es Dir noch nicht klar geworden ist, daß dieser Mann nichts weiter als ein Abenteurer ist, so kann ich Dir nicht helfen. Nachdem er eingesehen hat, daß er mit seinen Schreckschüssen mich nicht einschüchtern kann, wendet er sich an Dich. Du hättest ihm die Thüre zeigen sollen."

„Du willst Dich also nicht mit ihm abfinden?"

„Was könnte mich dazu nöthigen?"

„Die Gefahr, die Dich bedroht, wenn er von dem Geheimniß Gebrauch macht."

„Bah, er wird selbst in die Grube stürzen, die er mir zu graben sucht. Ich weiß wohl, daß er viel mit Heinau verkehrt, es heißt sogar, die Beiden wollten gemeinsam ein Geschäft gründen. Das giebt mir eine wirksame Waffe

gegen ihn. Der Erpressungsversuch erklärt die Sache noch deutlicher. Habe ich dem Fremden eine Summe Geldes für sein Schweigen geboten, so that ich es nur deshalb, um zu verhüten, daß die bösen Zungen sich mit mir beschäftigen. Will er diese Summe nehmen und meinen Bedingungen sich fügen, so steht sie ihm stets zu Diensten."

„Otto," rief der Bruder, von fürchterlichen Ahnungen gepeinigt, aus, „ich beschwöre Dich, suche ein Asyl jenseits des Oceans! Du besitzest keine Familie, und Nichts hält Dich zurück. Die Liquidation Deines Geschäftes würde ich betreiben."

„Und der Proceß, den der elende Bursche, der Robert Jäger, angestrengt hat?"

„Das kann Deine Abreise nicht hindern; bringe lieber das Opfer, den Proceß zu verlieren."

„Den Proceß? Hm!" zischte er. „Aber der Jammerbube — sitzt er nicht wieder hoch in der Gunst des Ehrenmannes Schröder? Warte es nur ab, binnen Kurzem ist Fräulein Bertha sein Weib, und ich zahle mit dem Gute, das ich mein nenne, die Aussteuer! Ich ersticke bei diesem Gedanken; ich will dagegen kämpfen bis zum Untergange, und — — — sollte ich denselben — auf dem Schaffote finden."

Otto wanderte, während er so sprach, auf und nieder, und mit besorgtem Blick folgte Ferdinand jeder Bewegung seines Bruders. Er schrie laut auf, als er die schrecklichen Schlußworte des in seiner Leidenschaft blinden Mannes hörte. „Otto! Otto!" rief er wie verzweifelnd, „habe wenigstens Achtung vor unserm Namen, wenn Du Dich selbst vergessen willst und mit meinen schwarzen Besorgnissen kein Mitleiden empfindest." Dann stürzte er aufgeregt zur Thür hinaus.

Otto setzte seine Wanderung fort; sie wurde aber schon nach wenigen Minuten unterbrochen durch den Eintritt des

Advocaten Flügel, der einen mächtigen Actenstoß unter dem Arme trug.

„Ich komme im Auftrage meines Clienten zu Ihnen," begann der Doctor in keineswegs freundlichem Tone; „er läßt Ihnen einen Vorschlag machen, zu dem ich nicht gerathen habe, den ich aber gleichwohl für beide Theile annehmbar finde."

„Einen Vergleich?" wiederholte Schwaneberg, während er dem Doctor einen Stuhl anbot. „Hm, lassen Sie hören."

„Mein Client will darauf verzichten, die Börsenverluste in Frage zu stellen; er will auch die Berechnung der Zinsen und Kosten als richtig anerkennen, wenn Sie dagegen sich bereit erklären, die Summen, deren Empfang er bestreitet, zurückzugeben."

„Und Sie besitzen den Muth, zu behaupten, daß dieser Vergleich in meinem Interſſe liege?"

„Ganz gewiß! Können Sie den Eid, den wir Ihnen zuschieben werden, schwören?"

„Mit gutem Gewissen."

„So werden wir Sie des Meineids überführen."

„Und wo wollen Sie die Beweise dazu finden?"

„Das werden Sie später erfahren."

„Mit andern Worten heißt das: Sie wollen mich von der Vortrefflichkeit des Vergleichs überzeugen. Die Mittel aber, die Sie dazu wählen, sind doch zu plump, als daß Sie auf mich Eindruck machen könnten. Wenn es Ihnen möglich wäre, Ihre Drohungen wahr zu machen, so würden Sie nicht erst drohen, sondern unverzüglich zur That schreiten; Sie würden sich nicht mit der Hälfte Ihrer vermeintlichen Forderung begnügen, sondern Alles fordern."

„Ich für meine Person bin es auch Willens; aber mein Client wünscht, den Proceß zu beenden und der

Erfüllung dieses Wunsches ein Opfer zu bringen. Also kurz und bündig, wollen Sie den Vergleich annehmen?"

In den Augen Schwanebergs blitzte es zornig auf. „Der Grund Ihrer Anwesenheit beleidigt mich tief," rief er, „Sie können den Proceß gegen mich mit aller Schärfe führen, Herr Doctor; aber Sie sind nicht berechtigt, mich in meinem Hause zu beleidigen. Beweisen Sie, daß ich ein Betrüger bin; aber so lange Sie diesen Beweis schuldig bleiben, haben Sie mir keinen Vorwurf, auch nicht indirect, zu machen. Ich werde Ihren fernern Schritten mit der größten Ruhe entgegensehn."

Der Advocat erhob sich und schob den Actenstoß wieder unter den Arm.

„Ich habe meinem Clienten vorausgesagt, daß ich diese Antwort erhalten würde," erwiderte er; „aber da er trotzdem dabei beharrte, daß ich Ihnen den Vorschlag mache, so habe ich es gegen meine bessere Ueberzeugung gethan. Vielleicht bereuen Sie später, den Vergleich zurückgewiesen zu haben —"

„Niemals; denn ich stehe auf dem Boden meines Rechts."

Schwaneberg warf, als der Advocat sich kurz verabschiedet hatte, die Thür hinter ihm in's Schloß.

„Sie sehen ein, daß sie verlieren müssen," brummte er, „dieser alberne Vorschlag spricht dafür."

Die alte, taube Dora unterbrach das begonnene Selbstgespräch; sie forderte Geld für die Haushaltungscasse, und seine verbissene, erbitterte Stimmung wurde dadurch nicht gebessert.

„Geld und immer Geld!" rief er ärgerlich. „Glaubt Ihr, ich verdiene es scheffelweis? Wenn ich nur wüßte, wo all' das schöne Geld bleibt! Die Haushaltung ist so kostspielig nicht; gekocht wird hier wie im Armenhause und —"

„Glauben Sie vielleicht, ich betrüge Sie?" unterbrach die alte, hagere Frau ihn mit schneidender Stimme. „Ich kann von jedem Pfennig Rechnung ablegen, und wenn Sie mit meiner Küche nicht zufrieden sind, dann brauchen Sie bloß das Wirthschaftsgeld zu erhöhen."

„Das sollte Ihnen gefallen," fuhr Schwaneberg gereizt fort. „Sie sind zu alt geworden und haben nie etwas gelernt, noch lernen wollen. Ich werde mich nach einer jungen Haushälterin umsehen. Die Milch muß ja sauer werden, wenn Sie nur in den Topf hineingucken."

Dore hatte sich hoch aufgerichtet; in ihren müden Augen blitzte noch einmal die frühere Energie auf.

„Ist das der Dank für die lange, treue Dienstzeit? Es gab eine Zeit, in der Sie mit Allem zufrieden und mir für Alles dankbar waren," entgegnete sie mit gehobener Stimme; „aber seitdem man Sie einen vermögenden Mann nennt, glauben Sie auch auf großem Fuße leben zu müssen, und was Ihnen damals ein Leckerbissen war, das nennen Sie heute Armenkost. Sie sind hochmüthig geworden, Ihr Bruder blieb bescheiden, und deshalb konnte er mit Ihnen nicht mehr zusammenleben."

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!" rief Schwaneberg. „Wenn mein Bruder Ihnen besser gefällt, so gehen Sie zu ihm; ich werde Sie nicht vermissen."

„Wohlan, ich werde gehen, verstehen Sie? Und wohin ich gehe, kann Sie wenig kümmern. Ich bin nicht der Wurm, der sich wehrlos unter Ihrem Fuße krümmt, weil Sie reich geworden sind. Der Himmel weiß es, wie Sie Ihre Schätze erworben haben; auf ehrlichem Wege ist es sicher nicht geschehen."

Schwaneberg war dicht vor sie hingetreten; er hörte nicht auf die Stimme der Klugheit, die ihm gebot, den Bruch mit dieser alten Dienerin zu vermeiden, die vielleicht

mehr wußte, als ihm lieb sein konnte; er folgte nur der Erbitterung und Gereiztheit des Augenblicks.

„Hüten Sie sich, darüber Vermuthungen auszusprechen,“ knirschte er. „Gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt; mich aber lassen Sie fortan ungeschoren, wir sind mit einander fertig für alle Zeiten.“

Ein befehlender Wink gab diesen rauhen Worten weiteren Nachdruck, und die alte Dore ging, ohne noch ein Wort zu verlieren, hinaus.

„So verlassen sie mich Alle,“ spottete Schwaneberg, mit den Fingern auf der Pultdecke trommelnd. „Sollte mir in der That der Schiffbruch so nahe sein? Bah, mögen Andere Gespenster sehen; ich sehe sie nicht; ich bleibe muthig am Steuer stehen und biete jedem Sturm die Stirne.“

Er schlug ein Buch auf, um zu sehen, ob und was er der alten Dore noch schuldete; es waren nur einige Thaler; er holte das Geld aus seinem Geldschrank und verließ das Comptoir, um mit der entlassenen Dienerin abzurechnen und ihr noch einmal einzuschärfen, daß sie ihre Zunge im Zaume halten möge, sofern sie sich schwere Verdrießlichkeiten ersparen wolle.

Dreizehntes Capitel.

Beweise.

Otto Schwaneberg benutzte jede Gelegenheit, um den ihm von Robert Jäger vorgeschlagenen Vergleich zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Dadurch konnte er selbst nur gewinnen; denn jener Vorschlag deutete ja darauf hin, daß die Gegenpartei ihre Sache verloren gab; und selbst auf die Richter mußte dies Einfluß üben, zumal die Fälschungen nicht bewiesen oder doch dem Verklagten nicht aufgebürdet werden konnten. Bei Austragung des Processes blieb auch

nichts Anderes übrig, als dem Verklagten den Eid zuzuschieben, und Otto Schwaneberg leistete diesen Eid ohne Zögern.

Inzwischen war John Parker nicht müßig geblieben; er hatte sich ebenfalls mit dem Advocat Flügel in Verbindung gesetzt und diesem seine Verdachtgründe gegen Schwaneberg wegen des an Körner verübten Mordes ausführlich mitgetheilt. Der Doctor schüttelte freilich den Kopf mit dem Bemerken, daß diese Mittheilungen jetzt nach einem so langen Zeitraume ziemlich werthlos seien; aber er benutzte doch die erste passende Gelegenheit, dem Staatsanwalt in vertraulicher Weise darüber zu berichten, und dieser Bericht hatte zur Folge, daß im Geheimen Nachforschungen angestellt wurden, von denen Schwaneberg nichts ahnte.

John Parker erfuhr, daß Robert Jäger seinen Proceß gegen Schwaneberg verloren hatte, und daß Aussicht auf eine erfolgreiche Appellation nur zu erlangen war, wenn man den Verklagten des Meineids überführen konnte. Der Indier, dem die Wichtigkeit dieses Beweises einleuchtete, und der im Interesse Heinau's oder vielmehr der Tochter desselben nichts sehnlicher als die Verhaftung Schwaneberg's wünschte, suchte auf einem schlau ersonnenen, aber bezüglich des Resultates ziemlich zweifelhaften Wege jenen Beweis sich zu verschaffen.

Hatte Schwaneberg selbst die Fälschung nicht begangen, so mußte er sich dazu eines Andern, eines käuflichen Werkzeuges, bedient haben, und dieses Werkzeug suchte Parker dadurch zu ermitteln, daß er mehrere Tage hindurch in öffentlichen Blättern eine Annonce erließ, in der er einen erfahrenen Schreiber suchte mit dem Hinzufügen, daß dieser Schreiber besonders geschickt im Copiren wichtiger Documente sein müsse. Ein hohes Honorar wurde zugesichert.

Die in der Zeitungsexpedition auf Grund der Annonce zahlreich eingelaufenen Briefe holte Parker selbst ab

und ging zum Doctor Flügel. Die Sachverständigen, die im Proceß die Fälschungen begutachtet hatten, wurden zur Berathung zugezogen, und John Parker sah seine Mühe belohnt.

Unter den Briefen befand sich nämlich einer, dessen Schreiber die Sachverständigen nach kurzer aber eingehender Prüfung einstimmig und mit überzeugender Zuversicht als den Fälscher der Wechsel bezeichneten. Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen. Parker sollte vorläufig allein die Nachforschungen fortsetzen, die Andern aber die strengste Verschwiegenheit beobachten, bis man überzeugende Beweise erhalten hatte. Der Verfasser des Briefes nannte sich Albert Röller und wohnte im schönsten Stadttheile in einem sehr eleganten Hause.

John Parker suchte ihn ohne Verzug auf und war überrascht, als er in die höchst elegant ausgestattete Wohnung eintrat und einem Herrn gegenüberstand, von dem man nicht wohl annehmen konnte, daß er Arbeit suchte. Dieser junge, sorgfältig gekleidete Herr mit dem zierlich frisirten Haar schien zur Classe der reichen Müßiggänger zu gehören; dafür zeugten auch die weltmännischen Manieren, mit denen er seinen Gast empfing.

Parker erkannte mit seinem scharfen, erfahrenen Blick sofort, daß er einem Glücksritter gegenüberstand, und diesem eine Falle zu stellen, konnte nicht so leicht sein. Hier hieß es, behutsam zu Werke gehen.

„Sie haben mir Ihre Dienste angeboten," leitete er das Gespräch ein, nachdem er sich in einen Sessel niedergelassen hatte, „und ich glaube schon jetzt die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß Sie der Mann sind, den ich suche."

Röller hatte den Gast mit einem scharfen, prüfenden Blick gemustert, und das Mißtrauen, welches in seinen

Zügen sich spiegelte, konnte nur dazu dienen, Parker's Vorsicht zu schärfen.

„Woraus schließen Sie das?" fragte er.

„Einfach daraus, daß Ihre äußere Erscheinung und die Ausstattung Ihrer Wohnung mir beweisen, daß Sie nicht zu den armen Schluckern zählen, die für eine Bagatelle arbeiten. Sie werden den tieferen Sinn meiner Annonce verstanden haben; Sie werden aus ihr erkannt haben, daß ich keinen gewöhnlichen Schreiber, sondern einen geschickten, erfahrenen Arbeiter brauche."

„Und worin besteht die Arbeit?"

„Hm, — wer bürgt mir für Ihre Verschwiegenheit?" erwiderte Parker, der es rathsam hielt, jetzt auch Mißtrauen zu zeigen. „Ich kann nicht wissen, welchen Gebrauch Sie von meinen Mittheilungen machen, und Vorsicht, mein guter Herr, ist die Mutter der Weisheit."

Röller rückte mit seinem Sessel näher und bot seinem Gast eine Cigarre an.

„Ich habe mich Ihnen angeboten, also dürfen Sie mir auch Vertrauen schenken," versetzte er. „Wenn Sie voraussetzen, daß ich in Ihrer Annonce einen tieferen Sinn gefunden habe, so irren Sie keineswegs; Sie verlangen einen Mann, der im Copiren wichtiger Documente geschickt ist; ich darf darunter wohl verstehen, daß die Copien dieser Documente den Originalen zum Verwechseln ähnlich sein sollen?"

„Errathen!" nickte Parker. „In der Hauptsache aber handelt es sich um die Anfertigung eines wichtigen Documentes nach einer bestimmten Handschrift. Die erste Frage also wäre die, ob Sie jede Handschrift täuschend nachahmen können."

„Ich müßte zuvor die betreffende Handschrift sehen."

„Ich werde Ihnen das Schriftstück bringen, sobald wir

unsre Bedingungen festgestellt haben und einig geworden sind. Was werden Sie fordern?"

„Es kommt auf den Umfang des Documents und den Inhalt an," sagte Röller ausweichend. „Sie werden zugeben, daß es eine gefährliche Sache ist — — Uebrigens versteht sich von selbst, daß mit den Copien kein schlechter Gebrauch gemacht werden darf."

John Parker schätzte die letzte Phrase nach ihrem Werth und entgegnete: „Sie haben es mit einem Ehrenmanne zu thun. Jede entstehende Unannehmlichkeit könnte nur mich treffen. Ich bin der Gewinner und verliere, wenn die Fälschung festgestellt wird."

„Ich verstehe; aber wird man nicht den Fälscher suchen?"

„Fürchten Sie, daß er gefunden werden könne?"

„Nein, vorausgesetzt, daß wir mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gehen."

„Und das muß ja geschehen," versicherte Parker, während er sinnend den Rauchwölkchen nachsah, die zur Zimmerdecke emporstiegen. „Strengste Verschwiegenheit liegt ja in unserm beiderseitigen Interesse. Darf ich fragen, welche Art von Documenten Sie bisher angefertigt haben?"

Albert Röller zog die Brauen zusammen, das Mißtrauen schien wieder in ihm zu erwachen; aber er fand in den Zügen Parker's nichts, was zu solchem Mißtrauen hätte berechtigen können.

„Lassen wir das," erwiderte er, „ich frage ja auch nicht nach den Handlungen, die Sie früher begangen haben. Sagen Sie mir lieber, welcher Art das Document ist, das ich für Sie anfertigen soll."

„Wechsel."

„Ah — ah," sagte Röller gedehnt, und sein Blick wurde noch schärfer und durchdringender. „Wechsel auf hiesige Firmen oder —"

„Nein, auf auswärtige Häuser; ich werde mit einem

Wechsel den ersten Versuch machen. Gelingt er, das heißt, wird mir von dem betreffenden Hause das Geld sofort gezahlt, so lassen wir ohne Verzug das zweite größere Geschäft folgen."

„Bei demselben Hause?"

„Nicht doch, ich werde Ihnen später das Nähere mittheilen. Binnen welcher Zeit können Sie einen solchen Wechsel ausfertigen?"

„Binnen einer halben Stunde, wenn die Handschrift nicht zu große Schwierigkeiten darbietet. Sie müßten mir natürlich diese Handschrift im Original vorlegen, damit ich einen sichern Anhaltspunct habe."

„Ich bringe Ihnen den Originalwechsel heute noch."

„Gut, — und wieviel zahlen Sie?"

„Stellen Sie Ihre Forderung!"

„Auf welchen Betrag soll der Wisch lauten?"

„Fünfhundert Thaler."

„Bah, das lohnt der Mühe nicht," sagte Röller mit Geringschätzung, „einer solchen Bagatelle wegen darf man sich nicht der Gefahr aussetzen."

„Sie vergessen, daß dieser Wechsel das Hauptgeschäft nur einleiten soll," erwiderte Parker ruhig; „je niedriger die Summe ist, desto länger wird es dauern, bis man die Fälschung entdeckt, nur bei großen Summen erkundigt ein Bankhaus sich sofort, ob die Sache in Ordnung ist. Also lassen wir's für's Erste bei dem kleinen Betrage bewenden, das große Geschäft folgt nach. Was also werden Sie für Ihre Mühe berechnen?"

„Fünfzig Thaler."

„Einverstanden," nickte Parker, indem er sich erhob. „Es kann sein, daß ich dieses Geld zum Fenster hinauswerfe —"

„Fürchten Sie das nicht," unterbrach Röller ihn mit überzeugender Zuversicht, „auf meine Fertigkeit dürfen Sie

vertrauen; es ist nicht das erste Geschäft dieser Art, welches ich mache."

„Und Ihre Wechsel sind stets eingelöst worden?"

„Ohne Bedenken."

„Dann könnten Sie ein sehr reicher Mann sein."

„Wenn ich für meine eigene Rechnung Geschäfte machen wollte, allerdings; aber das Wagniß ist doch zu groß, ich begnüge mich lieber mit einem kleinen Gewinn und lasse andere Leute die heißen Kastanien aus dem Feuer holen."

John Parker lachte zustimmend und schüttelte dem Schurken kräftig die Hand. Er mußte gewaltsam an sich halten, um seine innere Unruhe nicht zu verrathen.

Es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß er das Werkzeug Schwaneberg's ermittelt hatte, und auch der Doctor stimmte dieser Ansicht bei. Der Advocat sandte sofort einen Boten zu Robert und ließ um seinen Besuch bitten. Mit dem jungen Manne zugleich fand sich auch einer der Sachverständigen ein, dessen Rath man bei der Ausfertigung des „Originalwechsels" beanspruchen wollte.

Robert erinnerte sich des Fälschers, Röller war ihm einst als geschickter, aber unbemittelter Lithograph vorgestellt worden. Er erinnerte sich ferner, daß Röller ihm gesagt hatte, er sei mit der Ausführung eines großen Kunstwerkes beschäftigt, das ihn berühmt machen und seine Zukunft sicher stellen solle, indeß fehlten ihm zur Anschaffung einiger unentbehrlichen Werkzeuge noch hundert Thaler, und er habe Niemand, der ihm diese Summe vorstrecke.

Daraufhin hatte Robert ihm einen Wechsel auf Schwaneberg gegeben und seitdem nichts mehr von ihm gehört. So war also auch ein Zusammenhang gefunden, und die losen Fäden schürzten sich zum Knoten zusammen. Robert schrieb den Wechsel, der Advocat unterzeichnete, und der Sachverständige acceptirte ihn. Man hatte für Unterschrift und

Accept Firmen gewählt, in denen alle Buchstaben vorkamen, die der Name Robert's enthielt.

Mit diesem Wechsel verfügte Parker sich wieder zu dem Fälscher, und der letztere erklärte ohne Zögern, es sei für ihn Kinderspiel, diese Handschrift nachzuahmen. Schon nach einer Viertelstunde lag das Falsificat in tadelloser Ausführung vor Parker, der den bedungenen Preis zahlte.

„Wann werden Sie mir über das nächste Geschäft Mittheilungen machen?" fragte Röller.

„Vielleicht morgen schon; es wäre mir aber lieber, wenn Sie zu mir in's Hôtel kommen wollten. Ich werde Sie benachrichtigen."

„Nicht doch, kommen Sie zu mir," unterbrach Röller ihn, „hier kennt Sie Niemand; im Hôtel könnte ich bekannt sein, und das wäre später für uns Beide schlimm."

„Sie sind sehr vorsichtig!"

„Ich muß es sein, nicht meinetwegen allein, sondern in unserm beiderseitigen Interesse!"

„Wohlan, so werde ich zu Ihnen kommen. Treffe ich Sie immer zu Hause?"

„Nur Abends nicht."

„Kann's mir denken," nickte Parker, dem der Boden unter den Füßen brannte; „unser Weizen blüht nur in der Nacht."

„Wie so? Ich besitze Vermögen —"

„Ich auch, bester Freund; aber wir Beide gehören zu Denen, die stets mehr ausgeben, als sie einnehmen. Wir wollen darüber weiter nicht streiten."

Er eilte hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Sachverständige harrte des Indiers im Cabinet des Doctors, und es bedurfte für ihn nur einer kurzen Prüfung, um festzustellen, daß Albert Röller auch die Wechsel Schwaneberg's gefälscht haben mußte.

Der Advocat war ganz außer sich, der sonst so ruhige

Mann gab sich seiner Freude ganz rückhaltlos hin, und er wußte nicht, wie er Parker seinen Dank abtragen sollte.

Von einem solchen Dank wollte Parker freilich nichts wissen; er hatte ja nicht im Interesse Roberts, sondern in dem Heinau's die Lösung dieser Aufgabe übernommen.

Der Doctor eilte ohne Verzug zum Staatsanwalt; aber zuvor mußten die Acten, bei denen die Wechsel lagen, zur Stelle geschafft werden, und da die Flucht des Schuldigen nicht zu befürchten war, so wollte man mit der Entscheidung bis zum nächsten Tage warten. Die Prüfung der Falsificate durch die Sachverständigen nahm mehrere Stunden in Anspruch. Vorerst wurde die Verhaftung Röllers beschlossen und John Parker aufgefordert, sich unverzüglich im Bureau des Untersuchungsrichters einzufinden.

Albert Röller hatte keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr; er war spät aufgestanden und saß noch beim Frühstück, als der Polizeicommissar eintrat, der ihn zum Untersuchungsrichter führte. Hier erst erfuhr Röller, daß er verloren war.

„Sie haben aus der Anfertigung falscher Wechsel ein Gewerbe gemacht," nahm der Richter das Wort, nachdem er die üblichen Vorfragen erledigt hatte; „das ist sowohl durch das Geschäft, welches Sie mit diesem Herrn machten, als auch durch die Erklärungen, die Sie ihm gaben, hinreichend bewiesen. Das Gutachten der Sachverständigen stellt auch fest, daß Sie mit Otto Schwaneberg in Verbindung gestanden haben. Hier liegen die Wechsel, die Sie in dessen Auftrage fälschten."

„Hat Schwaneberg das behauptet?" fragte Röller rasch.

„Er wird behaupten, Sie seien nicht von ihm beauftragt worden, hätten vielmehr die Wechsel für eigne Rechnung angefertigt und dem zufolge die gesammten Beträge eingesteckt," erwiderte der Richter, der jetzt schon erkannt hatte, daß der junge Mann kein verstockter Verbrecher und

in der Kunst des Leugnens wenig bewandert war. „Sie können dieser Behauptung, die auf Sie allein die ganze Schuld wälzen würde, nur dadurch vorbeugen, daß Sie mir ohne Rückhalt die volle Wahrheit berichten.“

Einige Secunden lang nagte Röller an der Unterlippe; aber so schwer ihm der Entschluß auch fallen mochte, er hatte ihn doch bald gefaßt.

„Ich bin nicht so schuldig, wie Sie glauben,“ begann er kleinlaut, „und das Geschäft selbst, wie Sie es nennen, ist keineswegs so gewinnbringend für mich gewesen. Ich lernte Herrn Jäger bei irgend einer Gelegenheit kennen, und man sagte mir, er sei ein gutmüthiger Mensch, der sich ein Vergnügen daraus mache, einem armen Künstler aus der Verlegenheit zu helfen. Ich bedurfte damals einer kleinen Geldsumme, und Herr Jäger war in der That augenblicklich bereit, sie mir zu geben, und da er nicht genug baares Geld bei sich hatte, so gab er mir einen Wechsel auf Otto Schwaneberg.“

„Im Betrage von hundert Thalern?“ schaltete der Richter ein.

„Jawohl. Als ich diesen Wechsel präsentirte, meinte Schwaneberg, das Schriftstück sei sehr leichtsinnig ausgefertigt, es könne mit geringer Mühe gefälscht werden, und ich erwiderte darauf scherzweis, einen falschen Wechsel anzufertigen, sei überhaupt keine Kunst. Schwaneberg griff diese Bemerkung auf; er führte mich in sein Privatcabinet und bot mir ein Glas Wein an; dann forderte er mich, scheinbar im Scherz, auf, einen Wechsel in der Handschrift Jägers auszustellen. Ich ging darauf ein; er bewunderte meine Fertigkeit und bot mir für jeden derartigen Wechsel zehn Procent der Summe, auf die der Wechsel lauten würde. In welcher Weise er diese Falsificate benutzen wollte, gestand er mir nicht. Ich konnte es freilich errathen; indessen kümmerte es mich weiter nicht, und, wie

gesagt, ich befand mich damals in arger Geldverlegenheit."

„Sie haben gut daran gethan, mir sofort dieses Geständniß zu machen," bemerkte der Richter. „Haben Sie alle diese Wechsel angefertigt?"

Röller warf einen prüfenden Blick auf die Schriftstücke und bejahte die Frage.

„Haben Sie noch andere Documente für Schwaneberg ausgefertigt?"

„Nein, es blieb bei diesen Wechseln."

Damit war das Verhör beendet, und da dasselbe unzweifelhafte Beweise für die Schuld Schwaneberg's ergeben hatte, so fertigte der Untersuchungsrichter den Haftbefehl gegen ihn aus.

Schwaneberg hatte keine Ahnung von der Gefahr, und um so größer war seine Bestürzung, als der mit der Verhaftung beauftragte Beamte in sein Comptoir trat.

In der furchtbaren Aufregung, in die er gerieth, weigerte er sich Anfangs energisch, dem Befehl, den er ungesetzlich und eine Ueberschreitung der Amtsbefugnisse nannte, Folge zu leisten; aber die Drohung des Beamten, bei fortgesetzter Weigerung Gensdarmen holen zu wollen, machte ihn rasch gefügiger. Da er nicht wußte, daß Röller bereits verhaftet war, so vermuthete er, daß seine Verhaftung nur auf Grund eines Verdachts oder einer böswilligen Denunciation erfolgt sei, und kaum stand er vor dem Untersuchungsrichter, als er diese Vermuthung in gereiztem Tone aussprach.

Der Richter ließ ihn ruhig zu Ende reden; in den Acten blätternd, die vor ihm lagen, gab er sich den Anschein, als ob er die Worte nicht höre.

„Sie haben nun Ihrem Grimm genügend Luft gemacht," sagte er, als Schwaneberg endlich, tief aufathmend, schwieg. „Ich will Ihnen daraufhin nur erwidern, daß Ihre Verhaftung nicht auf einen Verdacht oder eine De-

nunciation hin erfolgt ist, sondern daß ihr Beweise zu Grunde liegen, die Ihre Schuld außer Zweifel stellen."

„Meine Schuld?" fuhr Schwaneberg auf. „Welches Verbrechens bin ich angeklagt?"

„Des Meineids!"

„Und wer ist der Ankläger?"

„Die Staatsanwaltschaft! Wenn Sie übrigens in diesem Tone fortfahren, so werde ich Sie in Ihre Zelle zurückbringen lassen und das Verhör bis morgen verschieben," fuhr der Richter in ernstem Tone fort. „Berücksichtigen Sie, daß Sie als Angeklagter vor mir stehen und nur meine Fragen zu beantworten haben."

Schwaneberg warf das Haupt trotzig in den Nacken.

„Sie reden mit mir wie mit einem oft bestraften Verbrecher," entgegnete er; „ich möchte Ihnen zu bedenken geben, daß ich ein unbescholtener Mann und ansässiger Bürger dieser Stadt bin."

„Wollen Sie meine Fragen kurz und bündig beantworten?"

„Natürlich, ich muß ja der Gewalt weichen."

„Sie haben den Proceß, den Robert Jäger gegen Sie führte, durch einen Eid zu Ihren Gunsten beendet, und zwar lautete dieser Eid dahin, daß Ihnen von einer Fälschung der Wechsel nichts bekannt gewesen sei. Bleiben Sie noch immer bei dieser Behauptung?"

„Gewiß; denn sie stützt sich auf Wahrheit."

„Kennen Sie einen Albert Röller?"

So sehr auch Schwaneberg sich bemühte, sein Erschrecken zu verbergen, gelang ihm dies doch nicht ganz. Der Schlag traf ihn zu plötzlich.

„Röller?" erwiderte er, indem er sich den Anschein gab, als müsse er sein Gedächtniß zu Hilfe rufen. „Stand er nicht mit Jäger in Verbindung?"

„Nur kurze Zeit."

„Ganz recht; ich erinnere mich seiner dunkel; ich glaube, er hat mir mehrmals Wechsel gebracht, die Jäger ausgestellt hatte. Ob unter diesen Wechseln sich auch die gefälschten befunden haben, weiß ich nicht; vielleicht entsinne ich mich dessen genauer, wenn der Betreffende mir gegenüber gestellt wird."

„Sie leugnen also, mit ihm in naher Verbindung gestanden zu haben?" inquirirte der Richter scharf.

„Hat er es behauptet? Ich hoffe, meine Aussagen werden Ihnen glaubwürdiger erscheinen!"

„Röller ist verhaftet, und er hat es für rathsam gefunden, ein offenes Geständniß abzulegen, indem er zugab, daß sämmtliche falsche Wechsel von seiner Hand, und zwar in Ihrem Auftrage angefertigt worden sind. Sie haben ihn zu diesen Fälschungen verleitet und ihm als Lohn für seine Bemühungen zehn Procent gegeben."

Schwaneberg ballte sein Taschentuch zusammen und strich damit über die nasse Stirne.

„Lüge, nichts als Lüge!" preßte er hervor. „Ich habe nie daran gedacht, mich durch ein Verbrechen zu bereichern."

„Die Untersuchung wird ja ergeben, wer von Ihnen Beiden die Wahrheit behauptet," versetzte der Richter. „Sie sind binnen kurzer Zeit ein vermögender Mann geworden; wodurch haben Sie Ihr Vermögen so rasch erworben?"

Ein spöttischer Zug umzuckte die Lippen Schwaneberg's. „Durch Arbeit!" erwiderte er.

„Diese Antwort genügt mir nicht. Zur Zeit, als Heinau verhaftet wurde, waren Sie völlig mittellos —"

„Nicht doch; ich hatte schon damals mir etwas erspart."

„Wie viel war es?"

„Etwa tausend Thaler."

„Ein Jahr später kauften Sie die Destillerie Ihres früheren Principals; Sie mußten dafür jedenfalls eine bedeutende Summe zahlen."

„Ich hatte kurz vorher in der Lotterie gewonnen.“

„In unserer Staatslotterie?“

„Nein, in der Hamburger Lotterie.“

„Von welchem Collecteur erhielten Sie das Loos?“

„Ich kenne den Mann nicht; ich kaufte das Loos eines Abends in einer Restauration; ein mir völlig Unbekannter bot es mir an.“

„Und woher erfuhren Sie, daß Ihr Loos gewonnen hatte?“

„Ich verschaffte mir eine Ziehungsliste.“

„Und wer besorgte die Auszahlung des Gewinnes?“

„Niemand, ich reiste selbst nach Hamburg und nahm dort das Geld in Empfang; ich mochte das keinem Andern anvertrauen.“

„Wie groß war der Gewinn?“

„Annähernd fünfzehntausend Thaler.“

„Und die Nummer Ihres Looses?“

„Elftausendzweihundertfünfundvierzig.“

Glaubte Schwaneberg durch die Sicherheit in seinen Aussagen den Richter von der Wahrheit derselben zu überzeugen, so sollte er in dieser Erwartung sich getäuscht sehen.

„Sie denken wahrscheinlich dadurch, daß Sie keine Mittelsperson angeben, alle Nachforschungen unwirksam machen zu können,“ bemerkte der Richter; „ich werde aber nichts desto weniger die Wahrheit ermitteln. Möglich, daß das von Ihnen bezeichnete Loos wirklich mit dem angegebenen Gewinn herausgekommen ist; vielleicht hat es aber ein Anderer gespielt —“

„Ich besaß nur ein Viertel dieses Looses!“ schaltete Schwaneberg ein, „die übrigen drei Viertel sind natürlich in anderen Händen gewesen.“

„Aber das ganze Loos befand sich ursprünglich im Besitz eines Collecteurs, und der wird darüber Auskunft geben

können. In welchen Beziehungen standen Sie zu dem Associé Ihres früheren Principals? Sie sollen ihn gegen Heinau aufgehetzt und sich dafür einen hohen Lohn ausbedungen haben."

„Heinau hat mit diesen Behauptungen seiner Zeit mein Zeugniß anfechten wollen," versetzte Schwaneberg.

„Beantworten Sie meine Frage!"

„Was soll ich antworten? Körner hat allerdings über verschiedene Puncte Aufschluß von mir gefordert; er wußte, daß sein Associé ihm die Wahrheit verheimlichte. Es hatten Betrügereien stattgefunden; aber sie ließen sich schwer beweisen, zumal Heinau sich hartnäckig weigerte, seine Bücher vorzulegen. Weshalb sollte ich die Fragen Körner's nicht beantworten? Als ehrlicher Mann war ich sogar dazu verpflichtet, und ich that's, so gut ich konnte."

„Und der Lohn?" forschte der Richter weiter.

„Ein bestimmter Lohn ist mir nie versprochen worden, und ich habe auch nie etwas erhalten. Allerdings machte ich Körner darauf aufmerksam, daß Heinau mich entlassen werde, wenn er von meinen Enthüllungen Kenntniß erhalte, und daraufhin versprach Körner mir, für meine spätere Existenz Sorge tragen zu wollen. Durch seinen plötzlichen Tod wurde er jedoch an der Erfüllung dieses Versprechens verhindert."

„Er soll vor seinem Tode Ihrem Principal Eröffnungen über Sie gemacht haben."

„So behauptet Heinau; aber ich kann es nicht glauben. Und that er es dennoch, so finde ich darin ein schlimmes Zeugniß für seinen Charakter; mir hatte Körner strenge Verschwiegenheit gelobt."

„Wo verweilten Sie in der Nacht, in der Kröner ermordet wurde?"

Schwaneberg blickte den Fragenden einige Secunden

lang starr an, dann strich er mit der Hand langsam über Stirne und Augen.

„Das ist eine seltsame Frage," erwiderte er. „Sie könnte mich ängstigen, wenn nicht mein Gewissen frei von jeder Schuld wäre. Wo ich in jener Nacht war? In meiner Wohnung und in meinem Bette."

„Wann erhielten Sie Kenntniß von diesem Verbrechen?"

„Nicht früher und nicht später wie jede andere Person in dieser Stadt."

„Man will Sie in jener Nacht in demselben Hôtel gesehen haben, in welchem das Verbrechen begangen wurde," sagte der Richter, vor dessen Blick Schwaneberg verwirrt die Augen niederschlug. „Ein Zeuge behauptet sogar, in dem Zimmer, in dem Körner logirte, Ihre Stimme vernommen zu haben."

„Heißt dieser Zeuge nicht Parker, John Parker?" fragte Schwaneberg spöttisch. „Wenn dieser Mann, wie ich nun nicht anders glauben kann, mich denuncirt hat, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ihm in keiner Weise Glauben geschenkt werden darf. Wer ist dieser Mann? Niemand kennt ihn; er selbst erzählt, er komme aus Indien, wo er nicht gefunden habe, was er suche. Welche Vergangenheit besitzt dieser Mann? Darf er stolz auf sie sein, oder ist er nur ein Glücksritter, der aus anderer Leute Leder Riemen schneidet? Ich bin vom Letzteren überzeugt, und ich stütze meine Vermuthung auf Beweise."

„Sie kennen Parker?" inquirirte der Richter weiter, der den forschenden Blick unverwandt auf Schwaneberg ruhen ließ.

„Soweit man ihn überhaupt kennen lernt. Er kam zu mir und brachte dieselbe Mähr vor, mit der Sie so eben mich erschrecken wollten. Aus Allem aber, was er sagte, ging mir hervor, daß er nichts weiter beabsichtigte, als eine möglichst hohe Geldsumme zu erpressen. Ich bin nicht

auf die Leimruthe gegangen und habe ihm freigestellt, von seiner Erfindung jeden beliebigen Gebrauch zu machen —"

„Sie haben ihm Geld angeboten und sein Schweigen erkaufen wollen."

„Ich habe ihm nicht verheimlicht, daß ich ein kleines Opfer bringen wolle, wenn ich damit seinen bösen Mund stopfen könne. Als Geschäftsmann mußte ich das Gerede der Leute zu vermeiden suchen, das der boshaften Verleumdung Thür und Thor geöffnet hätte. Es lag dies um so mehr in meinem Interesse, als ich erfuhr, daß Parker mit Heinau eng liirt war. Er wollte sich aber mit einer geringen Summe nicht begnügen. Er forderte mehr, und ich wies seine Forderung zurück, daraus mögen Sie ermessen, welchen Werth die Verdächtigungen dieses Mannes haben; im Uebrigen überlasse ich es getrost der Untersuchung, die Wahrheit derselben festzustellen; ich behalte mir aber eine spätere Injurienklage gegen Parker vor."

„Die Untersuchung wird allerdings die Wahrheit feststellen," versetzte der Richter. „Sie leugnen also, sich an jenem Verbrechen betheiligt zu haben?"

„Soll ich mich dessen schuldig bekennen, was ich nicht verbrochen habe?"

„Das verlange ich nicht; ich fordere nur, daß Sie die Schuld eingestehen. Der Meineid ist Ihnen bereits bewiesen; dennoch versuchen Sie trotzig, die Schuld auf einen Andern zu wälzen."

„Ich protestire dagegen, daß ein Beweis gegen mich erbracht sei. Ich fordere meine sofortige Freilassung."

„Diese Forderung kann Ihnen nicht gewährt werden," erwiderte der Richter, „Sie bleiben in Untersuchungshaft!"

„Was berechtigt Sie zu diesem Verfahren?"

„Das Gesetz!"

„Wenn Sie mich schuldig glauben, so erlaubt Ihnen

das Gesetz auch, eine Caution von mir zu fordern, und ich bin bereit, sie zu stellen."

„Das Gesetz befiehlt mir sogar, unter den obwaltenden Umständen Sie in Haft zu halten. Sie werden sich also meinen Anordnungen fügen und ohne Widersetzlichkeit in Ihre Zelle zurückkehren."

Schwaneberg konnte seiner Wuth kaum noch gebieten; er stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß aus den alten Brettern der Staub aufwirbelte.

Der Untersuchungsrichter blickte dem Abgehenden kopfschüttelnd nach; von der Schuld dieses Mannes war er jetzt fester denn zuvor überzeugt; aber er wußte nun auch, daß die Untersuchung ihm durch den Trotz und die Verstocktheit Schwaneberg's sehr erschwert werden würde.

Vierzehntes Capitel.

Das Ende.

Die Verhaftung Schwaneberg's machte begreiflicher Weise großes Aufsehen, und, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, wollte jetzt Jeder dieses Ende schon längst vorausgesehen haben.

„Betrug, Meineid und Raubmord!" So lautete die Anklage, und das vielzüngige Gerücht fügte diesem Verbrechen noch andere, nicht minder schreckliche hinzu.

Auch in das Haus Schröder's drang die Kunde von dieser Verhaftung. Der Doctor Flügel brachte sie seinem Clienten mit allen nöthigen und wünschenswerthen Commentaren. Das Haus Schwaneberg's war geschlossen, sein Vermögen vom Gericht in Beschlag genommen, und man durfte nun mit Zuversicht darauf rechnen, daß Robert einen großen Theil seines Vermögens zurückerhielt.

„Und Alles, was noch herauskommt, stelle ich Ihnen zur Verfügung," sagte Robert, als er sich nach dem Be-

such des Advocaten mit seinem väterlichen Freunde allein befand, „Sie werden fortan mein Vermögen für mich verwalten.“

Der corpulente Herr schüttelte sinnend das Haupt; es lag keine Ablehnung in seinen wohlwollenden Zügen; aber er schien doch Bedenken zu hegen, ob es rathsam sei, diesen Vorschlag anzunehmen.

„Mehr als die Entlarvung dieses Schurken freut mich die Treue, mit der Sie Ihr Versprechen erfüllt haben,“ erwiderte er in herzlichem Tone. „Ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie haben rastlos und unverdrossen gearbeitet und in der kurzen Zeit viel gelernt, so daß ich Sie schon jetzt als brauchbaren und schätzenswerthen Mitarbeiter in meinem Geschäft bezeichnen darf. Sie werden nun auch den Segen der Arbeit und den Werth des Geldes kennen gelernt haben, und so meine ich, Sie könnten jetzt wohl selbst Ihr Vermögen verwalten.“

„Ich könnte es in so fern, als ich keinen Groschen desselben mehr vergeuden werde,“ versetzte Robert; „aber ich habe noch nicht Erfahrungen genug gesammelt, um zu wissen, wie ich es anlegen soll, um gesicherte Vortheile zu erziehlen. In Ihrem Geschäft ist es gut aufgehoben —“

„Erlauben Sie, eine Capitalanlage in einem Handelsgeschäft ist immer unsicher. Der Bankerott andrer Häuser oder ungünstige Conjuncturen können auch mein Geschäft in Concurs bringen.“

„Ich fürchte das nicht.“

„Aber immerhin ist das möglich!“

„Auch das glaube ich nicht, Sie sind ein zu vorsichtiger, zu solider Geschäftsmann. Verluste können Sie haben; aber im Laufe der Zeit werden Sie diese wieder ausgleichen.“

Der alte Herr legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder.

„Ihr Vorschlag ist für mich sehr ehrenvoll,“ entgegnete

er nach einer Pause, „mich kann's ja nur freuen, wenn man mir Vertrauen beweist. Aber Sie werden auch einmal den eignen Herd gründen wollen —"

„Daran ist einstweilen noch nicht zu denken."

„Alt genug sind Sie dazu geworden."

„Aber ich darf noch nicht erwarten, daß man mir jetzt schon Vertrauen schenken und an die Aufrichtigkeit meiner Besserung glauben wird. Ich sage Ihnen das ganz aufrichtig, und ich denke, Sie werden mich verstehen."

„Gewiß, mein junger Freund, und Ihre Aufrichtigkeit giebt mir eine Garantie dafür, daß Sie an Ihren guten Vorsätzen festhalten werden. Ich habe Ihnen oft gesagt, Ihr Vater sei mir ein theurer Freund gewesen, und schon deshalb würde ich Alles für Sie thun, was in meinen Kräften liegt. Die harte Schule, die Sie durchgemacht haben, konnte ich Ihnen nicht ersparen, und vielleicht war es gut für Sie, daß sie Ihnen nicht erspart blieb, zerbrechen wir uns darüber jetzt den Kopf nicht mehr. Sie wollen also, daß ich Ihr Geld in meinem Geschäft anlegen soll? Das kann nur unter zwei bestimmten Formen geschehen. Entweder ich verzinse Ihnen das Capital mit einem gewissen Procentsatz, oder ich nehme Sie als Theilhaber mit allen Rechten und Pflichten eines solchen auf."

Freudig überrascht, blickte Robert den alten Herrn an. „Wollen Sie das wirklich?" fragte er in erregtem Tone.

„Und wenn ich es wollte, würden Sie auf dieses Anerbieten eingehen?"

„Wie können Sie noch fragen! Durch dieses gütige Anerbieten wird ja meine ganze Zukunft sicher gestellt."

„Wer weiß!" scherzte Schröder. „Unser Haus kann falliren; dann wäre möglicher Weise Ihr Capital verloren —"

„Ich denke, davor können wir uns schützen."

„Wohl kann man's," nickte der alte Herr, einen ernsteren

Ton anschlagend; „vor allen Dingen muß man dem thörichten Wunsche, rasch und mit leichter Mühe reich werden zu wollen, widerstehen; man muß ferner verstehen, sich nach der Decke zu strecken, selbst dann, wenn man sie zu kurz und unbequem finden sollte. Und ich hoffe, das werden Sie jetzt so gut verstehen, wie es auch mein Sohn verstehen wird, wenn einmal diese Nothwendigkeit ihm nahe treten sollte."

„Und was wird Friedrich zu Ihrem Anerbieten sagen?" fragte Robert zweifelnd. „Er würde dadurch, daß auch ich einen Antheil vom Geschäftsgewinn erhalte, in seinem Einkommen geschmälert —"

„Nicht doch, Ihr Antheil wird ja nach der Höhe Ihres Capitals bemessen, und es versteht sich von selbst, daß Ihr Capital auch mit arbeiten muß. Ueberdies hat Friedrich nicht das Geringste gegen meinen Vorschlag einzuwenden gefunden, und dazu mag wohl viel beitragen, daß Sie seiner Zeit uns in der Noth so hochherzig beistanden. Warten wir nun ab, wie der Proceß gegen Schwaneberg ausläuft, und was für Sie gerettet wird, — wir können dann das Nähere feststellen."

Der alte Herr war vor seinem Pult stehen geblieben; er nahm nach diesen Worten die Feder wieder auf, und die Unterredung hatte damit einstweilen ihr Ende gefunden.

Wie gerne hätte Robert die Stimmung seines Freundes benutzt, um ihm seine Liebe zu Bertha zu gestehen und um seinen Segen zu bitten. Er wagte es nicht; — nachdem er so viel erreicht hatte, durfte er wohl hoffen, daß im Laufe einer nicht all zu fernen Zeit auch seine übrigen Wünsche Erfüllung finden würden. Und diese Hoffnung erhielt eine neue Bestätigung dadurch, daß der alte Herr ihn im Laufe des Nachmittags zum Abendbrod einlud.

Es geschah, wenn auch mit kurzen Worten, in der

freundlichsten Weise, und Friedrich nickte dabei dem Freunde zu, als ob er sagen wolle, das Eis sei nun gebrochen, und von der Vergangenheit werde nicht mehr die Rede sein.

Das Souper war nicht glänzend und keineswegs den Ansprüchen eines verwöhnten Gaumens angepaßt; aber die ungetrübte, heitere Stimmung würzte die Speisen, und der vortreffliche Wein trug das Seinige dazu bei, die Heiterkeit zu erhöhen.

Der alte Herr war sehr redseelig; er sprach von allen möglichen Dingen, nur nicht von der Zukunft, den Wünschen und Hoffnungen Roberts.

Und doch ruhte sein Blick oft verstohlen auf dem jungen Manne, der sich leise mit Bertha unterhielt, und, so oft dies geschah, streifte der Blick auch verständnißinnig die geheimnißvoll lächelnde Gattin.

Die beiden Liebenden bemerkten das nicht; sie waren zu sehr in ihre Unterhaltung vertieft, die sich hauptsächlich auf die Verhaftung Schwaneberg's und alle damit verbundenen Vermuthungen und Hoffnungen bezog. Endlich erhob sich der alte Herr; er schlug mit dem Messer an sein Glas, und erwartungsvoll hefteten sich die Blicke der Anwesenden auf ihn.

„Es ist eine alte deutsche Sitte, bei jedem Festmahl einen Trinkspruch auszubringen,“ sagte er, „und als ein Festmahl betrachte ich dieses bescheidene Abendessen. Wir haben einen Gast in unserer Mitte, der mir immer lieb und theuer war, auch dann noch, wenn unsere beiderseitigen Anschauungen nicht mit einander harmonirten; lieb und theuer schon deshalb, weil er der Sohn eines Freundes ist, der stets mein Herz besaß. Was hinter uns liegt, sei vergessen, in die Zukunft wollen wir blicken, und ich glaube, hoffen zu dürfen, daß sie für uns Alle eine segensreiche sein wird. Die Entlarvung Schwaneberg's wird unserem jungen Freunde einen namhaften Theil seines Vermögens zurück-

geben, und mit diesem Capital wird unser junger Freund als Theilhaber in mein Geschäft eintreten. Aber damit wäre das Werk nur halb gethan, redliches Streben und aufrichtige Reue nur zur Hälfte belohnt, und so glaube ich, schon jetzt einen Wunsch erfüllen zu dürfen, den zwei junge Menschenherzen längst gehegt haben. Ich trinke auf das Wohl eines Brautpaares, das der Himmel mit seinem reichsten Segen überschütten möge!"

Der Blick, der die letzten Worte begleitete, ließ keinen Zweifel daran aufkommen, welches Brautpaar er meinte, und unermeßlich war der dadurch hervorgerufene Jubel.

Und doch sollte mitten in diesen strahlenden Sonnenglanz hinein ein dunkler Schatten fallen. Die Glückwünsche, die gegenseitigen Betheuerungen und Versprechungen waren eben beendet, und die oftmals geleerten Gläser wieder gefüllt, als das Dienstmädchen Heinau's, sichtbar verstört und aufgeregt, eintrat.

Das heitere Gespräch verstummte; denn man erkannte sofort, daß Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, und die Mittheilungen des Mädchens bestätigten diese Vermuthung.

Anna ließ die Freunde um Rath und Hilfe bitten, seit einer Stunde gebehrdete ihr Vater sich wie ein Wahnsinniger, und alle Versuche, ihn zu beruhigen, waren vergeblich geblieben.

Friedrich und dessen Vater beschlossen, unverzüglich der Bitte Folge zu leisten, trotzdem Frau Schröder die immerhin begründete Besorgniß aussprach, die Tobsucht Heinau's könne durch den Anblick Derer, die er für seine Feinde hielt, noch gesteigert werden.

Die Besorgniß, daß der Rasende das Leben des eignen Kindes bedrohen könne, beflügelte die Schritte der Männer. Sie hatten bald das Haus erreicht, und schon auf der

Treppe kam Anna ihnen entgegen; ihr bleiches, verstörtes Gesicht ließ das Schlimmste befürchten.

„Er hat sich eingeschlossen," flüsterte sie mit zitternder Stimme, auf die Thür seines Schlafzimmers deutend, „er will Niemand sehen."

„Und er tobt noch immer?" sprach Schröder, während er, tief aufathmend, die nasse Stirne trocknete. „Wann und wie ist das zum Ausbruch gekommen?"

„Schon seit einigen Tagen bemerkte ich eine fieberhafte Unruhe an ihm, er redete verworren und äußerte oft die Behauptung, daß man überall ihn verfolge, und Jeder darnach trachte, ihn zu verderben. Ich achtete nicht darauf, so sehr mich diese Stimmung auch betrübte, sprach er doch über andre Dinge ganz verständig. Heute Nachmittag war er ausgegangen; als er gegen Abend zurück kam, erschrak ich über sein verzerrtes Gesicht. Ohne meinen Gruß zu erwidern, theilte er mir sogleich mit, Schwaneberg sei verhaftet; jetzt wolle man auch ihn wieder verhaften: Richter und Geschworene hätten sich verbunden, ihn aufs Schaffot zu bringen. Und dann begann die Tobsucht, die sich in furchtbaren Drohungen und Verwünschungen äußerte und sich in so hohem Grade steigerte, daß er sogar gegen mich Drohungen ausstieß. Ich habe Alles aufgeboten, ihn zu beruhigen, die Hausleute kamen, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, er flüchtete sich in sein Schlafzimmer, und meine Bitten vermögen ihn nicht zu bewegen, die Thür wieder zu öffnen. In meiner Angst schickte ich zu Euch und zu Herrn Parker; denn rath- und hilflos stehe ich diesem entsetzlichen Ereigniß gegenüber."

„Hilflos nicht," antwortete der alte Herr, während Friedrich das geliebte Mädchen in seine Arme schloß, „bei uns findest Du immer eine Zuflucht und eine Heimath. Da wird dann freilich nichts Andres übrig bleiben, als

daß wir den Unglücklichen in eine Anstalt bringen; für ihn und für uns Alle ist dies das Beste."

So sehr auch Anna sich gegen den Gedanken an diese Nothwendigkeit sträubte, die unarticulirten Töne und die Drohungen, die im Nebenzimmer laut wurden, ließen sie erkennen, daß Schröder Recht hatte, und daß in der That kein anderes Mittel blieb, unheilvollen Folgen dieser Raserei vorzubeugen.

Parker fand sich ebenfalls ein; ihn hatte dieser plötzliche Ausbruch des Wahnsinns nicht überrascht, waren doch in den letzten Tagen die Vorboten dieses Ausbruchs immer sichtbarer geworden. Gern hätte er Anna gewarnt und sie auf das Furchtbare vorbereitet; aber er konnte es nicht über sich gewinnen.

Nachdem er eine Weile an der verschlossenen Thür gehorcht hatte, machte auch er einen Versuch, den Wahnsinnigen zum Oeffnen zu bewegen; als einzige Antwort darauf flog ein Geschirr klirrend gegen die Thür, und heiseres Hohngelächter vermischte sich mit dem Klirren der Scherben.

Unter solchen Verhältnissen wäre es Thorheit gewesen, den Versuch erneuern zu wollen; es unterlag ja keinem Zweifel mehr, daß der Rasende in diesem Moment auch vor einem Morde nicht zurückschreckte.

Parker erbot sich, während der Nacht Wache zu halten, und drang darauf, daß Anna die Wohnung verlassen und mit den Freunden gehen möge.

Lange sträubte das Mädchen sich dagegen; sie meinte, der Anfall könne nicht lange andauern; dann aber werde der Vater sie vermissen, zumal er nach dieser furchtbaren, erschütternden Aufregung der sorgsamsten Pflege dringend bedürfe.

Parker versprach, wenn dieser Fall eintrete, was er indeß nicht glaube, ihr sofort Nachricht zu bringen, zu welcher

Stunde es auch sein möge, im Uebrigen aber Alles zu thun, was zum Wohl ihres Vaters gereichen könne.

Er hatte in uneigennütziger Weise schon so viel für sie und ihren Vater gethan, daß sie ihm volles Vertrauen schenkte, und der treuherzige Blick, mit dem er sie jetzt anschaute, als er sie bat, dem Rath der Freunde zu folgen und nicht nutzlos ihr Leben drohender Gefahr auszusetzen, konnte ihr wahrlich kein Mißtrauen einflößen. So entschloß sie sich, die Freunde zu begleiten, und Parker blieb allein bei dem Wahnsinnigen zurück.

John Parker war ein entschlossener Mann, und er fand willige Hilfe bei den übrigen Hausbewohnern, die ja auch nur wünschen konnten, so rasch wie möglich von dem gefährlichen Menschen befreit zu werden. Aerzte und Polizeibeamte wurden geholt; aber welche List man auch anwenden mochte, Heinau öffnete die Thür nicht, und da die Befürchtung nahe lag, daß er Hand an sein Leben legen oder sich zum Fenster hinausstürzen werde, so blieb nichts Anderes übrig, als gewaltsam die Thür zu öffnen. Ein kurzer, erbitterter Kampf entspann sich, der damit endete, daß der Rasende durch Anlegung der Zwangsjacke unschädlich gemacht wurde.

Anna sah den Vater nicht wieder; als sie am nächsten Morgen kam, ließ Parker sie nicht zu ihm. Er wollte ihr den betrübenden Anblick ersparen, den sie ihr ganzes Leben hindurch nicht vergessen haben würde.

Dank der Energie Parker's wurde Heinau noch an demselben Tage in die Irrenanstalt gebracht; die Verhältnisse geboten dies, wenn auch die gesetzlichen Formalitäten so rasch nicht erfüllt werden konnten.

Auf die Untersuchung gegen Schwaneberg wirkte dieses Ereigniß eher fördernd als hindernd. Die Behörden boten Alles auf, die Schuld Schwaneberg's festzustellen; in Bezug auf den Meineid war das bereits gelungen, da die Ge-

schäfts- und Geheimbücher, die man bei der Haussuchung vorfand, ergaben, daß er Robert in jeder Weise um namhafte Summen betrogen hatte.

Auf das Loos, dessen Nummer Schwaneberg im ersten Verhör angegeben hatte, war allerdings zu jener Zeit der bezeichnete Gewinn gefallen; aber der Collecteur, der dieses Loos seit Jahren besaß, bewies durch seine Bücher, daß er selbst den Gewinn ausgezahlt hatte, und daß unter den Empfängern des Geldes Schwaneberg sich nicht befand. Schwaneberg zuckte, als ihm dies vorgehalten wurde, verächtlich mit den Achseln und erwiderte, er habe sich allerdings einer Mittelsperson bedient, die er aber nicht nennen werde, weil er ihr keine Unannehmlichkeiten bereiten wolle. Man möge ihm beweisen, daß er sein damaliges Vermögen auf anderem Wege erworben habe; wenn man ihm diesen Beweis bringe, werde er ihn widerlegen.

Ferdinand Schwaneberg, der unterdessen die Wittwe geheirathet hatte, erkundigte sich bei dem Advocaten seines Bruders häufig nach dem Stand der Dinge. Er vermied Alles, was dem Angeklagten Schaden bringen konnte, und es war ihm höchst unangenehm, daß die alte Dore, die jetzt bei ihm wohnte, die Rede so oft auf Otto brachte.

Da die Frau taub war, so sprach sie lauter wie jeder andere Mensch, und Ferdinand entdeckte bald, daß sie mehr wußte, wie seinem Bruder lieb sein konnte. Ueberdies war sie keineswegs freundlich gegen Otto gesinnt, dem sie Hochmuth und Undank vorwarf; wurde sie als Zeugin vorgeladen, dann, das wußte er voraus, war das Schicksal seines Bruders besiegelt.

Auf diese wichtige Zeugin machte ein anonymes Schreiben den Untersuchungsrichter aufmerksam. Der Schreiber dieses Briefes wollte in der Schänkstube Ferdinand Schwaneberg's Aeußerungen gehört haben, die mit Bestimmtheit darauf

schließen ließen, daß die alte Magd Aufschlüsse und Beweise liefern konnte.

Dore wurde daraufhin vorgeladen und in einer kurzen, aber eindringlichen Rede auf die Wichtigkeit ihres Zeugeneides aufmerksam gemacht. Sie nickte dazu und erwiderte, sie sei eine alte Frau, die mit einem Fuße schon im Grabe stehe; auf ihrem Sterbebett wolle sie Frieden haben mit ihrem Gewissen, und deshalb werde sie ohne Furcht und Scheu die volle Wahrheit sagen.

Sie kannte die beiden Brüder schon seit ihrer Kindheit. Otto war immer ein verschlagener, heimtückischer Mensch gewesen; aber er hätte es verstanden, sich den Anschein eines ehrlichen, biederen Charakters zu geben, und dadurch fast Alle getäuscht, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Die Buchhalterstelle im Geschäft Heinau's paßte ihm nicht, weil sie ihm nicht Gelegenheit bot, rasch zu Vermögen zu gelangen, und so demüthig und unterwürfig er auch scheinen konnte, so bald dies in seinem Interesse lag, sträubte sich doch sein herrschsüchtiges Temperament dagegen, den Befehlen Anderer gehorchen zu müssen. Es entstanden die Meinungsverschiedenheiten zwischen Heinau und dessen Associé, und Schwaneberg fachte das Fünkchen Zwietracht zur Flamme an. Die alte Dore war damals seine Vertraute; ihr sagte er, die Erfüllung seiner Wünsche sei nun nicht mehr fern; sobald er die ersten tausend Thaler habe, werde er bald ein vermögender Mann sein. Er theilte ihr auch mit, Körner habe ihm eine große Belohnung versprochen. Körner müsse sein Versprechen halten, da er wisse, daß Schwaneberg, um ihm zu dienen, seine ganze Existenz in Frage gestellt habe. Dore hatte oft gewarnt.

Von einem Lotterieloose war damals nie die Rede gewesen, Otto Schwaneberg hatte im Gegentheil oft geäußert, er besitze nicht Geld genug, um es für solche höchst fraglichen Hoffnungen zum Fenster hinauszuwerfen.

Jenes Tages, an welchem Körner ermordet wurde, erinnerte Dore sich noch genau, — es war der Tag ihres Wiegenfestes, — und wie in früheren Jahren, so brachten auch diesmal die Brüder ihr einige kleine Geschenke. Otto kam am Nachmittag früher wie sonst aus dem Geschäft zurück, und im Vertrauen theilte er der alten Frau mit, er wolle eine kleine Reise unternehmen, um seinen Lohn zu holen. Heinau habe heute seinem Associé das Geld gebracht, nun müsse er das Eisen schmieden, so lange es warm sei. Er bat sie dringend, weder seinem Bruder noch einem Andern etwas von dieser Reise zu verrathen. Sie hatte ihm das versprochen, Ferdinand erfuhr von der Reise nichts, und andere Leute interessirten sich nicht dafür. Aufgefallen aber war ihr am nächsten Tage die fieberhafte Unruhe Otto's und die Reizbarkeit seiner Nerven. Auf ihre Frage, ob sein Wunsch sich verwirklicht habe, hatte er barsch geantwortet, er sei mit Körner gar nicht zusammengetroffen; jetzt müsse er ihm schreiben, und ob er auf diesem Wege etwas erhalten werde, wisse er nicht.

Später war er gar nicht mehr darauf zurückgekommen, und wollte Dore die Rede darauf bringen, so gebot er ihr Schweigen; er wünschte offenbar, an die Reise nicht erinnert zu werden. Die fieberhafte Unruhe verließ ihn nicht, bis Heinau verurtheilt war.

Kurz nach jener Reise hatte Dore im Ofen der Wohnstube eine halb versengte, aber immer noch brauchbare Brieftasche gefunden. Sie war wahrscheinlich am Abend vorher in das noch glimmende Feuer geworfen worden; dem schwachen Feuer aber hatte das Leder erfolgreich Widerstand geleistet. Anfangs wollte Dore die Brüder fragen, wessen Eigenthum die Brieftasche sei; aber da Otto gerade an diesem Tage schlecht gelaunt und ausnehmend grob war, so unterließ sie es, und später dachte sie nicht mehr daran.

Sie benutzte die Brieftasche zur Aufbewahrung ihrer eignen Papiere und Briefe, und sie besaß dieselbe noch.

So lauteten im Großen und Ganzen die Aussagen der alten Frau, und der Richter trug ihr jetzt auf, die Brieftasche zu holen, und als diese sich in seinen Händen befand, ließ er Schwaneberg wieder vorführen.

Schwaneberg zuckte zusammen, als ihm so plötzlich die Brieftasche vorgehalten wurde; jeder Zug in seinem verstörten Gesicht verrieth, daß er sie augenblicklich wiedererkannt hatte.

Der Richter erklärte ihm, es sei jetzt durch Zeugen bewiesen, daß er in jener Mordnacht sich nicht zu Hause, sondern am Orte der That befunden habe, eben so zeuge für seine Schuld dieses Portefeuille, in dem das geraubte Geld gewesen war. Er forderte noch einmal ein offenes Geständniß mit dem Bemerken, daß nun Beweise genug vorlägen, um die Untersuchung zu schließen.

Schwaneberg aber beharrte bei seinem trotzigen Leugnen; selbst die Hindeutung auf das furchtbare Schicksal Heinau's vermochte nicht, sein Gewissen zu wecken und den Trotz zu brechen.

In seine Zelle zurückgekehrt, wanderte er einige Stunden lang rastlos auf und nieder.

Gegen Abend forderte er Schreibmaterial; er gab vor, an den Untersuchungsrichter schreiben zu wollen. Am Morgen darauf fand der Schließer den Gefangenen in seiner Zelle erhängt; auf dem Tische lag ein an den Richter adressirter Brief.

War in den Stunden nach dem Verhör doch noch die Stimme des Gewissens in ihm erwacht, oder hatte er die Ueberzeugung, daß es nun aus mit ihm sei, und die Angst vor dem Zuchthause ihn in den Tod getrieben, — der hinterlassene Brief gab über diese Fragen keinen Aufschluß. Schwaneberg bekannte sich schuldig aber mit der Erklärung,

er habe den Mord nicht beabsichtigt, sondern die Wuth über die Weigerung Körner's, ihm den bedungenen Lohn zu zahlen, ihn zu dem verhängnißvollen Schlag verleitet. Und nachdem dieser Schlag einmal gefallen sei, habe er geglaubt, nun auch seiner eignen Sicherheit wegen das Verbrechen vollenden zu müssen. Auch den Meineid und die Betheiligung an den Fälschungen gab er zu und beauftragte seinen Bruder, der ja sein Universalerbe war, die unterschlagenen Summen zu berechnen und zurückzuzahlen.

Damit war die Untersuchung thatsächlich beendet, die Acten wurden geschlossen.

Eine Staubhülle bedeckte sie schon, als sie nach einiger Zeit noch einmal aus dem Repositorium hervorgeholt wurden, um in dem letzten Proceß gegen Heinau benutzt zu werden.

Anna wollte nicht eher die Gattin Friedrichs werden, bis die Schmach und Unehre von dem Namen ihres Vaters genommen war, und dies konnte nur durch Richterspruch geschehen.

So traten denn nach den Bestimmungen des Gesetzes Richter und Geschworene noch einmal zusammen, um über die Schuld Heinaus zu berathen, und diesmal lautete ihr Wahrspruch einstimmig auf „Nichtschuldig.“ Der aber, dem dieser Spruch die verlorene Ehre zurückgab, fristete nur noch kurze Zeit sein trauriges Dasein im Irrenhause, und in einem Anfall von Tobsucht machte ein Herzschlag plötzlich seinem Leben ein Ende. Später wurde im Hause Schröders eine Doppelhochzeit in aller Stille gefeiert; John Parker, der inzwischen das Geschäft Otto Schwaneberg's übernommen hatte, brachte dabei den ersten Trinkspruch aus; der Indier blieb auch ferner ein treuer und hoch geschätzter Freund der Familie.

Druck von Adolf Knickmeyer, Berlin C.